Leibniz Universität Hannover
Institut für Soziologie
Projektbericht

Bartels, Anne, 3261790, B.A. Sozialwissenschaften, Fachsemester 3
Hörmann, Jan Rene, 3268270, B.A. Sozialwissenschaften, Fachsemester 6
Wünsch, Friederike, 3262910, B.A. Sozialwissenschaften, Fachsemester 3
Osterkamp, Robin, 3263640, B.A. Sozialwissenschaften, Fachsemester 3

Erfahrungen von Trans*personen

Modul: Nicht-standardisierte qualitative Verfahren der empirischen Sozialforschung
Seminar: Qualitative Sozialforschung I + II
Prüferin: Dr. Ina Rust
Abgabetermin: 20.02.2017

0. Abstract **4**

1. Einleitung **5**

1.1. Hinführung 8

1.2. Fragestellung 14

1.3. Motivation 19

1.4. Berichtsaufbau 22

3. Erhebungsrahmen und Methodenrahmen **24**

3.1. Qualitativer Ansatz 24

3.2. Sample 32

3.3 Methoden der Datenerhebung: Problemzentrierte Interviews 37

4. Auswertungsmethoden und Methodenrahmen II **46**

4.1. Methoden der Datenanalyse 47

4.1.1. Transkription 47

4.1.2. Inhaltlich Strukturierende qualitative Datenanalyse nach Kuckartz 48

4.1.2.1. Abweichungen zur Datenanalyse nach Kuckartz 50

4.1.2.2. Gruppencodierung 51

4.2. Gütekriterien 53

4.2.1. Traditionelle Gütekriterien 54

4.2.2. Umsetzung der Gütekriterien nach Mayring 57

4.3. Forschungsethik 59

5. Ergebnisse **64**

5.1. Inneres Outing 64

5.2. 5.1.1. Erste Anzeichen 65

5.1.2. Rolle des Internets 66

5.2. Äußeres Outing 67

5.2.1. Ängste im Vorfeld 68

5.2.2. Reaktion der Familie 69

5.2.3. Reaktion des Freundeskreises 71

5.3. Cisnormativität 73

5.3.1. Zuordnungszwang 74

5.3.2. Toilette 75

5.3.3. Institutionelle Hürden 75

5.3.4. Sprache 77

5.4. Diskriminierungserfahrungen 78

5.4.1 Formen der Diskriminierung 79

5.4.2. Die Rolle des Passings 80

5.4.3. Umgang mit Diskriminierungserfahrungen 82

5.5. Bezug zur Fragestellung 84

7. Literatur **85**
7.1. Internetquellen 90

8. Anhang **93**
8.1. Erhebungs- und Auswertungshilfen 93
8.1.1 Vorlauf Zum Interviewleitfaden 93
8.1.2. Kurzfragebogen 94
8.1.3. Leitfaden 95
8.1.4. Postscript 98
8.1.5. Interviewregeln 99
8.1.6. Gruppencodewortbaum 100
8.1.7. Projektposter 104
8.1.8. Glossar 105
8.2. Projektmanagement 108
8.2.1. Zeit- und Arbeitsplan 108
8.2.2. Teamregeln 109
8.2.3. Zuordnung der Autorenschaften 109
8.3. Erklärungen 110
8.3.1. Erklärung A: Verpflichtungserklärung zum Datenschutz 110
8.3.2. Erklärung B: Vertraulichkeitserklärung 111
8.3.3. Erklärung C: Zustimmungserklärung 113
8.3.4. Erklärung D: Selbstständigkeitserklärung 114

0. Abstract

Im Rahmen eines studentischen Forschungsprojektes an der Leibniz Universität Hannover erfolgt die Betrachtung der Alltagserfahrungen von Trans*personen. Die Fragestellung dieser Arbeit thematisiert, inwiefern Erfahrungen im Alltag das Handeln, das Auftreten und die Selbstperzeption von Trans*personen beeinflussen. Bei den 14 durchgeführten Interviews wurden die Methoden des problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel und der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz verwendet. Ein von der Forschungsgruppe konzipierter Leitfaden half den interviewenden Personen bei der Durchführung der Interviews. In unserer Forschungsarbeit betrachten wir nicht nur die Trans*person als Individuum, sondern auch Faktoren, die prägend und beeinflussend auf das Verhalten wirken können. Die Interviewpartner*innen erlebten ihre Transition auf unterschiedliche Art und Weise; hierdurch wurde die Variabilität der Geschlechteridentitäten unterstrichen. Die Befragten sprachen zunächst nur von wenigen Diskriminierungserfahrungen. Im weiteren Interviewverlauf stellte sich jedoch die Darlegung negativer Aspekte heraus, wobei insgesamt weniger Diskriminierungen als erwartet geschildert wurden. Ziel des Forschungsprojektes ist es, Trans*personen die Möglichkeit zu geben, über ihre individuellen Erlebnisse zu reflektieren. Das Thema dieser Forschungsarbeit ist insbesondere für die Zukunft relevant, da zunehmende Diskurse in der Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf das Thema Trans* leiten könnten.

1. Einleitung

In der Gesellschaft herrscht nach wie vor das Bild dichotomer Geschlechterverhältnisse, die zwei eindeutig voneinander getrennte Geschlechter postulieren. Es gibt demnach zwei Geschlechter, deren Einteilung in männlich und weiblich erfolgt. Mit der Bestimmung des biologischen Geschlechts werden Anforderungen und Rollenzuschreibungen an die jeweilige Person gestellt. Um den Eindruck einer Zweigeschlechtlichkeit aufgrund biologischer Differenzieren entgegenzuwirken, vollzieht sich in den 1960er Jahren eine Darstellung von „sex“ und „gender“ (vgl. Küppers 2012: 2).

Die Bezeichnung „sex“ beschreibt hierbei das biologische Geschlecht und zielt dementsprechend auf anatomische Ausprägungen ab. „Gender“ umschreibt das soziale Geschlecht und thematisiert die soziale Herstellung von geschlechtercharakterisierenden Rollen. Dabei wird der Aspekt aufgegriffen, dass Geschlecht ein soziales Konstrukt ist und binäre (s. 8.1.8.), also zweiteilige, Geschlechterrollen und -zuschreibungen ihren Ursprung in gesellschaftlichen Strukturen finden (vgl. Küppers 2012: 2). Auch Désirat führt in ihrer Arbeit an, dass die Auffassung einer primär genetisch bedingten Selbstidentifizierung als „weiblich“ oder „männlich“ überholt ist (vgl. Désirat 1982: 1).

Für das Verständnis dieser Arbeit ist es unerlässlich, die verschiedenen Begrifflichkeiten genauer zu definieren. Zur besseren Übersichtlichkeit befindet sich bei Punkt 8.1.8. im Anhangsverzeichnis ein Glossar mit Begriffen und den jeweiligen Definitionen. Im Forschungsbericht wird dabei mit s. 8.1.8. darauf verwiesen.

Wenn die erlebte Geschlechtsidentität nicht mit den Geschlechtsausprägungen des eigenen Körpers zusammenpasst, wird eine Geschlechtsinkongruenz konstatiert. Entsteht hierbei ein Leidensdruck für die Person, wird von einer Geschlechterdysphorie gesprochen (vgl. Nieder/Briken/Richter-Appelt 2013: 373).
So fungiert „Transgender“ als Überbegriff für Menschen, die eine Geschlechtsinkongruenz erleben, jedoch nicht in allen Fällen nach körperlichen Änderungen streben. Für manche Transgenderpersonen wird ein Leben zwischen den zwei eindeutig vor-

gegebenen Geschlechterrollen von Mann und Frau als angebracht empfunden. Bei „Transsexualität“ findet eine Nichtübereinstimmung der erlebten Geschlechtsidentität mit den geschlechtsspezifischen Ausprägungen des eigenen Körpers statt. Der Wunsch nach geschlechtsangleichenden Ausführungen vollzieht sich hierbei in verschiedenen Altersstufen und Lebensphasen (vgl. Nieder/Briken/Richter-Appelt 2013: 373 f.). Obwohl die Bezeichnung Transgender seit Anfang der 1990er Jahre als Überbegriff für sämtliche Geschlechtervariationen verwendet wurde, zielt diese heutzutage in erster Linie auf binäre Geschlechteridentitäten ab. Somit verweist Transgender auf Transfrauen und Transmänner, aus welchem Grund nicht-binäre Personen (s. 8.1.8.) außer Acht gelassen werden (vgl. Tompkins 2014: 27, zit. n. Killermann 2012). Das Sternchen, auch Asterisk betitelt, signalisiert eine stärkere Inklusion von Geschlechteridentitäten und umschließt nicht nur Transgenderpersonen, Transsexuelle, Transmänner und Transfrauen, sondern auch z.B. genderfluid- und genderqueer Personen (vgl. Tompkins 2014: 27). Die Begrifflichkeiten „genderfluid“ und „genderqueer“ (s. 8.1.8.) gehen beide mit einer Ablehnung der eindeutigen binären Geschlechterverhältnisse einher. Somit erfolgt eine Zurückweisung der Vorstellung, dass eine Person entweder männlich oder weiblich ist und es dementsprechend nur zwei Geschlechter gibt, die ein heterosexuelles Verlangen haben (vgl. Mein Geschlecht Glossar; zit. n. Barth et al. 2013). Seinen Ursprung findet der Asterisk bei den Strukturen der Internetrecherche, bei der mit Hilfe des Sternchens die gesamten Eingaben gesucht werden können (vgl. Tompkins 2014: 26).

Transsexualität wird als psychische Störung angesehen, aus welchem Grund diese in den Diagnosekatalogen der ICD-10 (s. 8.1.8.) bei den „Störungen der Geschlechteridentität“ eingruppiert wird. Transsexualität wird dementsprechend folgendermaßen definiert: „Der Wunsch, als Angehöriger des anderen Geschlechtes zu leben und anerkannt zu werden. Dieser geht meist mit Unbehagen oder dem Gefühl der Nichtzugehörigkeit zum eigenen anatomischen Geschlecht einher. Es besteht der Wunsch nach chirurgischer und hormoneller Behandlung, um den eigenen Körper dem bevorzugten Geschlecht soweit wie möglich anzugleichen.“ (ICD-10 F64.0, 2017).

Um eine gesicherte diagnostische Beurteilung der Transsexualität zu gewährleisten, erstellt das DSM-IV Kriterien (s. 8.1.8.) und Anforderungen, die erfüllt sein müssen.

Hierbei werden vor allem der Wunsch nach Angehörigkeit zum anderen Geschlecht, Tragen von Kleidung des anderen Geschlechts und die Übernahme gegengeschlechtlicher Rollenverhalten betont (vgl. Rauchfleisch 2006: 14). Es existieren viele verschiedene Erklärungsansätze zur Entstehung von Transsexualität. Intention dieser Arbeit ist es jedoch nicht, nach möglichen Ursachen zu forschen, sondern vielmehr eine Skizzierung des Alltagserlebens von individuellen Trans*personen darzustellen. Des Weiteren wird aufgezeigt, inwieweit das Thema im politischen und gesellschaftlichen Spektrum verankert ist.

Nur sporadisch findet ein Verständnis von einer normalen Variation der Geschlechteridentität statt, die sich von dem auf pathologischen Auffassungen basierendem Grundgedanken distanziert. Ferner kann der Begriff Transsexualität zur fehlgeleiteten Interpretation von primärer Sexualität und sexueller Orientierung führen, die einen Fokus auf den Aspekt der Identität verliert. Der Terminus Transgender fungiert als Oberbegriff für alle Personen, die sich ihrem zugeschriebenen Geschlecht nicht zugehörig fühlen (vgl. Rauchfleisch 2006: 21). Um eine Abgrenzung zum pathologiebehafteten Begriff des Transsexualismus zu erzielen, werden in dieser Arbeit die neutralen Begriffe Trans*identität oder Trans* verwendet.

Trans*phobie (vgl. 8.1.8.) wird von Sugano et al. als „gesellschaftliche Diskriminierung und Stigmatisierung von Individuen, die nicht den traditionellen Normen des biologischen und sozialen Geschlechts entsprechen“ gefasst (vgl. Franzen/Sauer 2010: 25; zit. n. Sugano et al. 2006: 217). Vor allem Trans*personen, die aufgrund eines schlechten Passings (s. 8.1.8.) deutlich erkennbar sind, erfahren eine erhöhte Gefährdung, trans*phobische Diskriminierungen zu erleben (vgl. Franzen/Sauer 2010: 25). In Bezug auf die Trans*thematik bedeutet der Begriff „Passing“, dass eine Trans*person von der Umwelt als das empfundene und gelebte Geschlecht angesehen und auch so wahrgenommen wird (vgl. Franzen/Sauer 2010: 94). Bei Cispersonen (s. 8.1.8.) stimmt das bei der Geburt zugewiesene Geschlecht mit der Geschlechtsidentität überein (vgl. Sigusch 2011: 137). Im Abschnitt 5 wird präzise erklärt, aus welchem Grund der Begriff „Cisnormativität“ (vgl. 8.1.8.) anstelle von „Heteronormativität“ in diesem Forschungsbericht verwendet wird.

Der eingenommene Blickwinkel bei diesem Projekt fokussiert sich auf das subjektive Erleben von Trans*identität individueller Personen. Um eine Umrahmung des Themas vorzunehmen, richtet sich die Forschungsperspektive auf persönliche Erfahrungen im Alltag und deren Auswirkungen auf Verhaltensweisen und Selbstwahrnehmungen des befragten Menschen. Die Interdependenzen von Einflüssen des Umfeldes und ihre direkte Wirkung auf Verhaltensweisen sind für unser Forschungsvorhaben von erheblicher Bedeutung.

Die folgenden Informationen beziehen sich auf die Vertraulichkeits- und Einwilligungserklärung. Das Forschungsprojekt erfolgt im Rahmen einer Lehrveranstaltung von Dr. Ina Rust beim Institut für Soziologie an der Leibniz Universität Hannover. Es findet hierbei ohne finanzielle Unterstützung statt, da es sich um ein studentisches Vorhaben handelt. Die Studie basiert auf dem Fundament der Richtlinien des Bundesdatenschutzgesetzes. Die Projektgruppe setzt sich aus sieben Personen zusammen, die jeweils zwei Trans*personen interviewen. Die 14 Interviews werden mit Hilfe eines eigens entwickelten Leitfadens durchgeführt.

Um einen Überblick über das Forschungsprojekt zu erhalten, werden in dem einleitenden Part neben der inhaltlichen Auseinandersetzung des Themas unter anderem die Fragestellung und die Motivation näher erläutert. Die Entwicklung einer theoretischen Einbettung, die den aktuellen Forschungsstand und die Hypothesen thematisiert lässt sich im Wiki vorfinden. Von fundamentaler Bedeutung für das Verständnis dieser Arbeit ist die Darlegung des methodischen Hintergrundes der Datenerhebung und -auswertung, bevor die Ergebnisse des Forschungsprojektes präsentiert werden. Abschließend werden die Resultate im letzten Abschnitt „Fazit und Ausblick“ im Wiki in den Kontext vorheriger Forschungsvorgehensweisen in Verbindung gebracht.

1.1. Hinführung

Als bekanntes Beispiel bei der Erforschung trans*identer Personen lässt sich der Fall Agnes anführen, über den Harold Garfinkel eine qualitative Studie durchführt und im Jahre 1967 veröffentlicht. Agnes nimmt sich selber als Frau wahr, kommt jedoch mit männlichen Geschlechtsmerkmalen zur Welt. In einem medizinischen Eingriff lässt

Agnes ihren von der Gesellschaft als männlich wahrgenommenen Körper an ihre gefühlte, weibliche Geschlechtszugehörigkeit angleichen. Sie muss ihre männlichen Eigenschaften des Körpers verbergen und ihre Verhaltensweisen an die geschlechtstypischen Erwartungen ihres sozialen Umkreises anpassen, um als Frau in ihrem Umfeld angesehen werden zu können (vgl. Riegel 2004: 116). Der Fall verdeutlicht, dass „Geschlechtlichkeit nicht durch die biologisch-physiologische Konstitution des Menschen vorgegeben sei“ (Riegel 2004: 116). Vielmehr sind die Erwartungen des Umfelds an das bei der Geburt zugeschriebene Geschlecht maßgeblich entscheidend bei der Wahrnehmung der Geschlechterordnung (vgl. Riegel 2004: 116). Garfinkel beschreibt Gender als „managed achievement“ und verweist hierbei auf die Konstruktion von Geschlecht, die eine Interpretation des Körpers für soziale Stimuli beinhaltet. Geschlechtszugehörigkeiten und Rollenzuschreibungen erfolgen nicht nur für Individuen selber, sondern auch wie andere Personen wahrgenommen werden (vgl. Stryker/Whittle 2006: 58). Des Weiteren wird an dieser Stelle die Relevanz des Passings deutlich, da Agnes ihrer Umwelt ihr gefühltes Geschlecht deutlich präsentieren muss, damit diese sie als Frau wahrnimmt.

Eine genaue Bestimmung der Häufigkeit von Trans*identität lässt sich nicht eindeutig erfassen, da nicht alle betroffenen Personen Hilfe aufsuchen und medizinische Veränderungen anstreben. Sigusch mutmaßt im Jahre 1995 eine Zahl von 3.000 bis 6.000 Transsexuellen in Deutschland, die Hirschauer vier Jahre später ebenfalls in diesem Rahmen einschätzt (vgl. Rauchfleisch 2006: 12). Veröffentliche Fallzahlen des Bundesministeriums der Justiz und für Verbraucherschutz geben Anhaltspunkte für die Häufigkeit von Trans*identität in Deutschland. Unter dem Punkt „Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit“ werden bei der Kategorie „Verfahren nach dem Transsexuellengesetz“ von 1995-2015 17.896 Fälle aufgezählt. Auffallend ist hierbei, dass die Zahlen im Laufe der Jahre ansteigen. Waren es im Jahre 1995 erst 400 Verfahren, so belaufen sich diese im Jahre 2015 mit 1.648 auf mehr als das Vierfache (vgl. Bundesjustizamt 2016). Es ist davon auszugehen, dass die Dunkelziffer von Trans*personen deutlich höher liegt, da die Statistik des Bundesjustizamts nicht die Personen erfassen kann, die von einem Verfahren nach dem Transsexuellengesetz (s. 8.1.8.) absehen. Dies betrifft vorrangig Personen, die sich zwar als trans* definieren, aber sich nicht in die binäre Zweigeschlechtlichkeit eingliedern möchten und aus diesem Grund keinen Antrag stellen. Im medizinischen und juristischen Bereich

werden meist nur Daten über diagnostizierte Trans*personen erhoben, die geschlechtsangleichende Schritte durchführen (vgl. Franzen/Sauer 2010: 64). Wichtig zu erwähnen ist hierbei, dass nicht alle Trans*personen medizinische Maßnahmen in Erwägung ziehen. So lassen nur knapp die Hälfte geschlechtsangleichende Operationen und circa 80 Prozent hormonelle Behandlungen durchführen (vgl. Rauchfleisch 2006: 12).

Vor anstehenden Hormonbehandlungen und geschlechtsangleichenden Operationen wird von der Trans*person erwartet, den sogenannten Alltagstest durchzuführen. Dies bedeutet, dass schon ein bis zwei Jahre vor medizinischen Maßnahmen der Alltag in der angesteuerten Geschlechtsrolle gelebt werden soll. Auf diese Weise wird ein dualer Test auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene vollzogen. Die Person kann einerseits für sich selber erproben, ob eine Rollenveränderung möglich ist, andererseits werden die Reaktionen des Umfeldes getestet (vgl. Rauchfleisch 2006: 27). Für den Beginn einer Hormonbehandlung müssen vier Kriterien gegeben sein. Als erste Voraussetzung muss eine gesicherte Diagnose von Transsexualität vorliegen. Ferner muss sich die Trans*person über ihre eigene Transsexualität deutlich bewusst sein. Des Weiteren wird erwartet, dass die zu behandelnde Person über Risiken und Nebenwirkungen aufgeklärt ist und diese auch für sich selber abschätzen sowie bewerten kann. Als letzter Punkt wird ein erfolgreich absolvierter Alltagstest angeführt (vgl. Rauchfleisch 2006: 28; zit. n. Kockott 1996). Für die Durchführung geschlechtsangleichender Operationen muss gewährleistet sein, dass die Trans*person positiv auf die Hormonbehandlung reagiert. Diese wird auch nach den Operationen ein Leben lang weiter durchgeführt. Außerdem benötigen die behandelnden Ärzt*innen zwei voneinander unabhängige und gründlich ausgeführte Gutachten (vgl. Rauchfleisch 2006: 29). Die Gutachten setzen sich aus zwei verschiedenen Elementen zusammen: zum einen gibt es ein Gutachten für die Übernahme der Kosten, zum anderen wird ein Gutachten zum Vornamens- und Personenstandswechsel benötigt (vgl. Rauchfleisch 2006: 31). Im Vergleich zu der Anfangszeit erster Operationen existieren heutzutage viele Kliniken, die sich auf die Behandlung trans*identer Personen spezialisieren und mit Fachpersonal aus unterschiedlichen Fakultäten zusammenarbeiten. Es liegen nun deutlich mehr Kenntnisse und Praxiserfahrungen über Trans*personen vor, die zu einem besseren Verständnis verhelfen. Jedoch darf nicht

außer Acht gelassen werden, dass generell noch nicht von einer allgemeinen Akzeptanz gesprochen werden kann (vgl. Rauchfleisch 2006: 13). Innerhalb der letzten 20 Jahre ist eine erhöhte Sichtbarkeit der Trans*community festzustellen; dieses liegt unter anderem daran, dass in dem human- und sozialwissenschaftlichen Bereich verstärkt über Trans*personen geschrieben wird. Jedoch beziehen sich viele Arbeiten auf binäre Geschlechterordnungen, sodass sich in der Folge ein Problem bei der Diagnostik von Trans*personen ergibt, die nicht in die angeführten Richtlinien passen (vgl. Davy 2011: 13 f.).

Auch in literarischen Quellen lassen sich Vorbehalte gegenüber Trans*personen finden. So leitet Gesa Lindemann trotz ausführlicher Auseinandersetzungen mit dem Thema Transsexualität in ihrem Buch „Das paradoxe Geschlecht“ mit folgenden Worten ein: „Dieses Buch handelt von einer merkwürdigen Eigensinnigkeit, nämlich von Männern und Frauen, die behaupten, sie seien das jeweils andere Geschlecht, bzw. die sich wünschen, dieses zu sein.“ (Lindemann 1993: 9). Hierbei Begriffe wie merkwürdig, eigensinnig und behaupten zu verwenden, könnte als negative Konnotation gewertet werden. Benjamin greift in seiner Ausarbeitung folgendes Zitat auf: „Der Transvestit hat ein soziales Problem. Der Transsexuelle hat ein ‚gender‘-Problem. Der Homosexuelle hat ein sexuelles Problem.“ (Benjamin 1966; zit. n. Springer 1981: 30).

Trans*personen erleben oft negative Reaktionen ihres sozialen Umfelds. Sie lösen Irritationen aus, die andere Personen auf diese Art und Weise nicht erfahren. Auch bei positiven Rückmeldungen, stehen sie aufgrund ihrer Trans*identität häufig im Zentrum des Interesses und erfahren selten einen selbstverständlichen Umgang durch Mitmenschen. Dies kann auf Dauer zu einer verstärkten Selbstbeobachtung führen, bei der Trans*personen die natürliche Interaktion mit der Umgebung verlieren können. Hierbei ist es wichtig zu betonen, dass dies nicht als Charakteristikum der Persönlichkeit von Trans*personen gewertet werden darf. Vielmehr handelt es sich um eine Rückwirkung des zentrierten Interesses von anderen Menschen (vgl. Rauchfleisch 2006: 87).

„Die Zeiten, in denen Transsexuelle in psychiatrische Anstalten gesteckt, mit Insulin geschockt, mit elektrischen Strom traktiert, zur Zwangspsychotherapie interniert oder gar am Gehirn operiert worden sind, gehören der Vergangenheit an. Heute gehen Transsexuelle auf die Straße, kämpfen um ihre Rechte, gründen Vereine, Zeitschriften und Institute […].“ (Sigusch 2011: 124). Sigusch beschreibt hierbei den gesellschaftlichen Werdegang zu mehr Akzeptanz von Trans*personen sehr treffend. Jedoch sind Diskriminierungen und Benachteiligungen immer noch allgegenwärtig.

In Kapitel 5 erfolgt eine tiefergehende Betrachtung von Diskriminierungserfahrungen der 14 Interviewpartner*innen und ihre Auswirkung auf das Handeln und die Selbstperzeption der befragten Personen. Die Spannbreite von Diskriminierungen gegenüber Trans*personen kann sich durch mehrere Bereiche ziehen. Abwertende Kommentare anderer Menschen, die Nichtbeachtung bei Stellenbewerbungen sowie Wohnungsanfragen und sogar die psychische und physische Gewaltausübung unterstreichen die Benachteiligungen, mit denen trans*idente Personen zu kämpfen haben. Rauchfleisch betont an dieser Stelle, dass das soziale Milieu eine fundamentale Rolle bei potentiellen Ausgrenzungsprozessen spielt (vgl. Rauchfleisch 2006: 87 f.). Selbsthilfegruppen bieten die Möglichkeit, den Austausch zwischen Trans*personen zu fördern. Hierbei kann nicht nur über persönliche Erfahrungen gesprochen werden, sondern auch über medizinische Maßnahmen. Vor allem können Trans*personen in Selbsthilfegruppen einen Moment der Solidarität empfinden, den sie sonst so nicht in der Gesellschaft wahrnehmen. Die Bildung der Identität kann als Ergebnis einer Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft verstanden werden. Dementsprechend stellen positive Erfahrungen einen erheblichen Faktor für Trans*personen in ihrer Selbstwahrnehmung dar. Es ist daher von großem Interesse, dass es eine Anzahl von Menschen gibt, die der Trans*identität mit vollkommener Akzeptanz begegnen (vgl. Rauchfleisch 2006: 88 f.).

Trans*idente erleben in der Gegenwart auch häufig positive Reaktionen, die sich in drei verschiedene Kategorien aufspalten. So empfinden viele Mitmenschen das Aufeinandertreffen mit Trans*personen als spannend, als konstruktive Auseinandersetzung oder/und können ihnen mit Akzeptanz entgegentreten (vgl. Rauchfleisch 2006: 90).

In den Medien tragen neue Fernsehsendungen und Filme dazu bei, das Thema Trans* von einer anderen Seite als bisher zu porträtieren. Ist anfangs der Anschein erweckt worden, dass Trans*personen bisher nur in RTL 2-Formaten zur Bespaßung des Zuschauers instrumentalisiert wurden, so beschäftigen sich Sendungen und Filme wie „Orange is the new black“, „Transparent“, „Sense8“ und „Alle Farben des Lebens“ mit Trans*personen als Individuen unter Beleuchtung verschiedener Aspekte. Hierbei wird Trans*identität nicht als Krankheit dargestellt, sondern regt die Zuschauer zum intensiven Nachdenken an. Diese Richtung hinsichtlich bisher oft nicht hinterfragter Geschlechternormen wird durch ein Sichtbarmachen von Geschlechtererleben jenseits cisnormativer Muster verstärkt. Unterstrichen wird diese Entwicklung unter anderem von dem sozialen Netzwerk Facebook, das im Februar 2014 ungefähr 51 neue Optionen bezüglich möglicher Geschlechteroptionen veröffentlicht (vgl. Martínez-San Miguel/Tobias 2016: 1). Darüber hinaus nehmen im Jahr 2017 bei der Sendung „Germany’s next Topmodel“, kurz GNTM, zwei Transfrauen teil. Die verstärkte Anerkennung von Trans*personen wird unter anderem dadurch deutlich, dass die beiden Kandidatinnen Melina und Guiliana bereits zu Beginn der Staffel positive Resonanzen von Fans der Sendung erhalten. Das Format ist bisher allerdings nicht durch einen queer- (vgl. 8.1.8.) und trans*freundlichem Umgang aufgefallen. So wurden bei einer im Jahr 2015 teilnehmenden Transkandidatin männliche Pronomen verwendet und ihr zu breit gebauter Oberkörper kritisiert (vgl. Leimbach 2017).

Es darf daher nicht außer Acht gelassen werden, dass Trans*personen nach wie vor mit Vorurteilen und Stigmatisierungen zu kämpfen haben.

Spricht man heute von einer Störung der Geschlechteridentität, wurde Trans*erleben früher als Krankheit angesehen. Rauchfleisch zeigt auf, dass Transsexualität in den 1970er und 1980er Jahren oft mit der Borderlinestörung in Verbindung gebracht wurde (vgl. Rauchfleisch 2006: 7). Sigusch thematisiert, dass Transsexuelle Beeinträchtigungen bei der Konstitution der Ich-Struktur und des Selbst erfahren (vgl. Sigusch 1980: 299). Er führt fort: „Diese grundsätzlichen Defekte teilt die Transsexualität mit einer Reihe anderer Störungen, die in letzter Zeit häufiger und einheitlicher als *Borderline*-Pathologien diagnostiziert werden.“ (Sigusch 1980: 299). Es ist jedoch feststellbar, dass psychische Probleme bei Trans*personen oft als Resultat der kompli-

zierten Lebenssituationen anzusehen sind. Aus diesem Grund ist es unabdingbar, sich von der Pathologisierung der Trans*identität zu entfernen, die diese als Krankheit ansieht und eine psychische Erkrankung als Ursache von Trans*erleben heranzieht. Um eine erhöhtes Verständnis und Empathieempfinden gegenüber Trans*personen zu entwickeln, schlägt Rauchfleisch daher vor, Transsexualität als Normvariante zu begreifen (vgl. Rauchfleisch 2006: 8). Fortschrittlich zeigt sich zum Beispiel Dänemark dadurch, dass es als zweites Land weltweit nach Frankreich, Transsexualität von der Liste psychischer Störungen entfernt (vgl. Spiegel irb/AFP 2017).

1.2. Fragestellung

Im folgenden Abschnitt wird nach einer allgemeinen Charakterisierung einer guten Fragestellung der Prozess der Entwicklung einer spezifischen Themenstellung innerhalb der Forschungsgruppe skizziert. Zu Beginn eines Forschungsplans findet das Sammeln von Ideen statt, das unter Bezugnahme methodischer Vorgehensweisen erleichtert wird. Eine Idee steht hierbei für einen ersten Gedanken beziehungsweise eine erste Überlegung, die nur bei geeigneter wissenschaftlicher Ausarbeitung forschungsrelevant ist. Nachvollziehbarkeit, Überprüfbarkeit und die Möglichkeit zur Ausformulierung sachlicher Darlegungen sind an dieser Stelle prägnante Merkmale für wissenschaftliche Fragestellungen. Als Zielsetzung gilt es, neue wissenschaftliche Feststellungen zu erlangen. Sämtliche Themengebiete, die das Interesse reizen, Nachfragen herbeiführen und Neugierde wecken, können daher als Anknüpfungspunkte für Ideen fungieren. Sogenannte Kreativitätstechniken begünstigen und fördern die Entwicklung von Ideen, da sie den Anstoß zu eigenen Gedankengängen geben (vgl. Hug/Poscheschnik 2015: 42 f.). Sämtliche Kreativitätstechniken basieren auf dem freien Assoziieren, das die methodische Leitlinie darstellt. Das Brainstorming gilt als eine der Kreativitätstechniken, bei dem die Entwicklung von Einfällen und Eingebungen mit nicht vorhersehbaren Perspektivänderungen im Vordergrund stehen. Dabei müssen Regeln beachtet werden, die ein erfolgreiches Brainstorming ermöglichen. Zum einen wird jede Idee unmittelbar schriftlich festgehalten, ohne ihr einen Kommentar, eine Kritik oder eine Zensur hinzufügen (vgl. Hug/Poscheschnik 2015: 44). Aus diesem Grund wird diese Vorgehensweise auch als „Methode des freien

Einfalls“ (Hug/Poscheschnik 2015: 44) betitelt. Zum anderen fungieren Ideen ferner als Stimulus für sonstige Gedankengänge (vgl. Hug/Poscheschnik 2015: 45.).

Unter Effizienzaspekten der dargelegten Kreativitätstechnik erfolgte im Seminar zunächst ein kurzes Brainstorming, bei dem die Studierenden in Einzelarbeit ihre Einfälle bezüglich Themen aufschrieben, die für sie von Interesse waren. Diese erste Ideengenerierung bot die Möglichkeit, eine Übersicht über Themengebiete mit spezifischen Schwerpunkten zu erstellen. Hierbei wurde deutlich, dass sich das Forschungsinteresse mehrerer Studierender bezüglich des Bereiches Geschlechterforschung/Gender Studies überschnitt. Somit konnte die Bildung einer Gruppe mit ähnlichem Anliegen stattfinden, bei der verschiedene Anregungen und Gedankenanstöße ausgetauscht wurden. Zum sehr breit gefächerten Forschungsfeld Geschlechterforschung erfolgte die Anführung unterschiedlicher Aspekte und Themenvorschläge, die auch innerhalb der Gruppe mit Hilfe der Brainstormingmethode unterstützt wurde. Wie kommt eine Forschungsgruppe nun letztendlich zu einem spezifischen Thema, das wissenschaftlich erforschbar ist?

In der Gruppe vollzog sich dementsprechend die Beleuchtung verschiedener Schwerpunkte, über die geforscht werden könnte. Ein Vorschlag in der Gruppe war es unter anderem, sämtliche Personen außerhalb hetero- und cisnormativer Strukturen zu betrachten. Es wurde über eine Eingliederung von homosexuellen, bisexuellen und Trans*personen diskutiert. Hierbei zeichnete sich ab, dass das Forschungsprojekt aufgrund der geringen Einrahmung der Personengruppe so nicht umzusetzen ist. Daher erfolgte der Gedankenanstoß, sich auf ein Themengebiet zu konzentrieren und zu spezifizieren. Des Weiteren wurde in der Gruppe die Relevanz des Unterschiedes zwischen sexuellen Orientierungen und Geschlechteridentitäten erörtert. Während bei homosexuellen und bisexuellen Personen der Fokus auf der sexuellen Orientierung liegt, findet bei Trans*personen eine Akzentsetzung auf die Geschlechteridentität statt. Somit war es das Anliegen der Forschungsgruppe, diese zwei Aspekte nicht miteinander zu verwechseln und das Augenmerk auf die Geschlechteridentität und somit auf Trans*personen zu richten. Auch Franzen und Sauer führen an, dass in LSBT*-Studien (vgl. 8.1.8.) Lesben, Schwule, Bisexuelle und Trans*personen in Gesamtstatistiken zusammen aufgeführt werden, wobei der Anteil von teil-

nehmenden Trans*personen meist sehr gering ist. Kritisiert wird hierbei, dass Diskriminierungen bezugnehmend auf die sexuelle Orientierung bzw. auf die Geschlechteridentität deutliche Differenzen aufweisen. Dies führt zu erheblichen Forschungslücken bei der Untersuchung der Trans*thematik (vgl. Franzen/Sauer 2010: 64). Nach der Ideeneingrenzung konnte somit die Konkretisierung des Themas erfolgen, dessen inhaltliche Kriterien für eine wissenschaftliche Bearbeitung in der Gruppe geprüft wurden. Dabei wurde der Orientierungsrahmen von Hug und Poscheschnik zu Hilfe genommen, der die wissenschaftliche und gesellschaftliche Relevanz der zu untersuchenden Thematik betont. Ferner wird angeführt, dass eine Bezugnahme zu aktuellem Fachwissen vorhanden sein muss und dass die Materie mit wissenschaftlichen Instrumentarien behandelt werden kann. Zusätzlich heben Hug und Poscheschnik die Wichtigkeit verfügbarer Literaturquellen und ausreichender Vorkenntnisse hervor, um das Thema entsprechend zu untersuchen (vgl. Hug/Poscheschnik 2015: 51).

Einige Personen aus der Forschungsgruppe hatten aufgrund persönlicher Erfahrungen mit Trans*personen im Bekanntenkreis oder eigener Trans*identität Vorkenntnisse über das Forschungsthema, die das Anknüpfen an wissenschaftliches Wissen erleichterten. In der Forschungsgruppe wurden jedoch auch Befürchtungen und Ängste über die Umsetzung des Forschungsvorhabens bezüglich einer sehr sensibel zu behandelnden Thematik geäußert. Stehen ausreichend Personen für ein Interview zur Verfügung? Sind die Personen bereit, einem fremden Menschen persönliche Erfahrungen anzuvertrauen? Welche Fragen sind unangemessen und könnten die zu interviewende Person in Bedrängnis bringen? Vor allem für Gruppenmitglieder, die in ihrem Leben bisher keine Berührungspunkte mit dem Thema Trans* hatten, bestanden anfangs Zweifel über den adäquaten Umgang. Bei sensiblen und bisher wenig untersuchten Forschungsthematiken kann der Grat zwischen übertriebenen Vorsichtsmaßnahmen und unangemessenen Äußerungen sehr schmal sein. In der Gruppe war es deswegen für Personen ohne Vorkenntnisse über Trans*personen wichtig, Sorgen offen und ehrlich formulieren zu dürfen.

Im folgenden Abschnitt dieser Arbeit soll nun der Prozess der Ausarbeitung einer wissenschaftlich korrekt formulierten Fragestellung näher dargelegt werden. Die Forschungsfrage unterliegt der Einbettung und Ableitung aus der Thematik. Hierbei wird

die Präzisierung der Frage als Kernelement einer guten Forschungsarbeit verstanden, da durch diese ein verstärkter Fokus auf das Thema gelenkt wird. Aus diesem Grund wird das Risiko, den roten Faden zu verlieren, minimiert und dabei gleichzeitig eine Verbesserung des Arbeitsvorgangs herbeigeführt. Neben der möglichst präzisen Ausformulierung gilt unter anderem auch die Berücksichtigung von Hypothesen als Kennzeichen einer guten Fragestellung. Des Weiteren bieten vier weitere Kriterien die Möglichkeit, die Forschungsfrage einzugrenzen und wesentliche Aspekte herauszufiltern. Das Eingrenzungskriterium Innovation beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern die Forschungsarbeit Neues hervorbringt. Dies gibt den Anstoß, lückenhafte Gebiete zu ergründen und neue Kenntnisse zu gewinnen. Ein weiterer Faktor zur Einrahmung ist die Relevanz, die die Sinnhaftigkeit der Forschung thematisiert. Hierbei sollen vor allem die Erwartungen der Forschungsgruppe an die Resultate und die Auswirkungen der Forschungsdurchführungen betrachtet werden. Des Weiteren muss das Forschungsprojekt innerhalb der vorgegebenen Zeit und mit den vorhandenen Mitteln realisierbar sein. Daher erfolgt bei dem Eingrenzungscharakteristikum Machbarkeit eine Reflexion und Bewertung der eigenen Aussichten. Ferner ist es die Aufgabe der Gruppe, zu prüfen, ob die Forschungsfrage mit empirischen Mitteln zu beantworten ist. Dementsprechend wird abschließend die Bearbeitbarkeit dargelegt, um die Messbarkeit der Ereignisse zu überprüfen (vgl. Hug/Poscheschnik 2015: 56-59).

Primär spielen an dieser Stelle die Eingrenzungskriterien Innovation und Relevanz eine tragende Rolle, da trotz aktueller Diskurse in der Geschlechterforschung über Trans*personen bisher wenig Forschungsarbeit betrieben wurde. Auch die gesellschaftliche und wissenschaftliche Relevanz im Hinblick trans*phobischer Aspekte und mangelnder Forschungsarbeit, bekräftigten die Gruppe in ihrer Entscheidung über das Thema Trans* zu forschen. Ferner führen Bortz und Döring an, dass das Niveau und die Brauchbarkeit einer empirischen Ausarbeitung vor allem danach bewertet werden, ob sie zu neuen Erkenntnissen innerhalb dieser Materie verhelfen können (vgl. Bortz/Döring 2006: 36).

Przyborski und Wohlrab-Sahr verdeutlichen in einer Abbildung die Zusammenwirkung von einem interessierenden Phänomen, neugierigen Forscher*innen und den

Einbezug von Literatur, Alltagsbeobachtungen und weiteren Quellen als wichtige Merkmale für die Entwicklung potentieller Fragestellungen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 2).

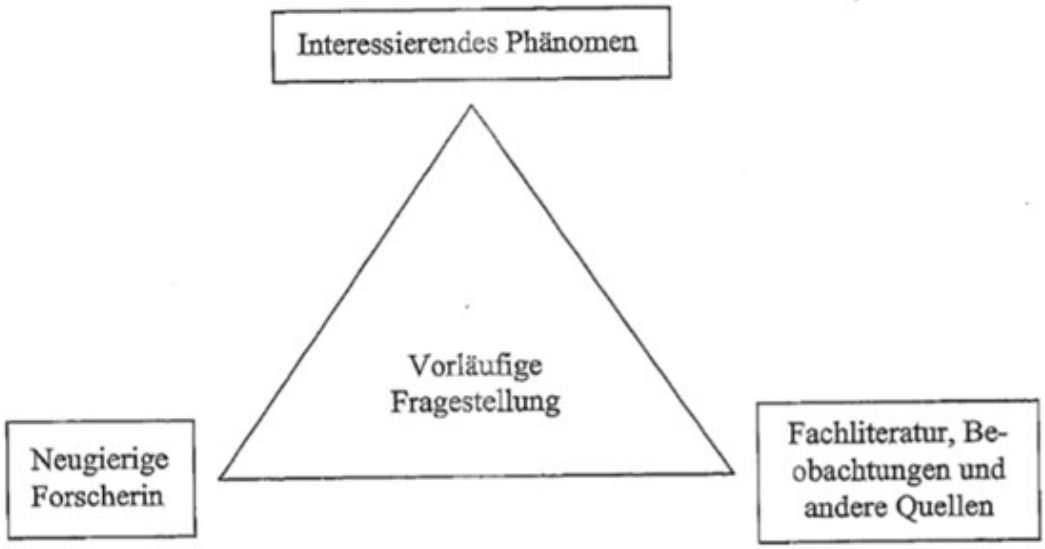


Abb. 1: Entwicklung einer Fragestellung

(Abb. 1: Entwicklung einer Fragestellung Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 2)

Unter diesen Bezugspunkten diskutierte die Forschungsgruppe über eine konkret formulierte Fragestellung. Um den zu interviewenden Personen die Möglichkeit zu geben, ihre persönlichen Erlebnisse zu schildern, bestand in der Gruppe Einigkeit über den einzunehmenden Blickwinkel. Hierbei muss die Trans*person als Individuum mit ihrer eigenen Lebensgeschichte wahrgenommen werden und den Schwerpunkt der Schilderungen während des Interviews autonom bestimmen. Die interviewende Person kann zum Schluss des Gesprächs die Initiative ergreifen, um noch ungeklärte Fragen oder Missverständnisse zu klären. Während des Interviews sollte daher eine Fokussierung auf die für die Person wichtig erachteten Ereignisse erfolgen, bei denen die interviewende Person zur genaueren Informationsgewinnung zusätzliche Frage stellen kann. Diese subjektive Gewichtung war für uns als Forschungsgruppe von hohem Interesse, da somit die unterschiedlichen Schwerpunktbildungen und die verschiedenen Umgangsweisen transparent wurden. Um diese Aspekte in unsere Fragestellung zu integrieren, bestand in der Gruppe Konsens darüber, sich auf den individuellen Alltag zu konzentrieren. Vor diesem Hintergrund erfolgte in gemeinsamer Absprache die Formulierung folgender Fragestellung: „Wie beeinflussen Erfah-

rungen im Alltag das Handeln, das Auftreten und die Selbstperzeption von Transgender Personen?“.

In unserer Forschungsgruppe war es von Beginn an fundamental, die richtigen Begrifflichkeiten zu verwenden. Wie bereits in Punkt 1.1 angeführt, spielt der Asterisk eine wichtige Bedeutung bei der Trans*thematik. Um eine vollständige und adäquate Eingliederung sämtlicher Facetten von Trans*erleben zu ermöglichen, entschied sich die Gruppe für folgende Fragestellung unter Berücksichtigung des Gendersternchens als endgültige Version: „Wie beeinflussen Erfahrungen im Alltag das Handeln, das Auftreten und die Selbstperzeption von Trans*personen?“.

Abschließend lässt sich festhalten, dass die methodischen Aspekte zur Fragestellung innerhalb des Projekts so ausgeführt wurden wie geplant. Die Fokussierung auf die individuellen Alltagserfahrungen brachte neue Erkenntnisse, die Veranlassungen für weitere Forschungsuntersuchungen bieten. So war es zudem aufgrund der gewonnenen Informationen möglich, Rückschlüsse auf das Handeln, das Auftreten und die Selbstperzeption von Trans*personen zu ziehen.

1.3. Motivation

Folgende Anführungen spiegeln die subjektive Wahrnehmung der Forschungsgruppe wider. Wir erheben daher keinen Anspruch auf Generalisierbarkeit, Vollständigkeit und Repräsentativität.

Sozialwissenschaften bieten ein breit gefächertes Themengebiet und verschiedene Blickwinkel. Im Bereich der Geschlechterforschung existieren viele Studien und Publikationen über das Thema Homosexualität, die den gesellschaftlichen Diskurs über diese Materie immer mehr vorantreiben. Homosexualität ist in der Gesellschaft präsent und wird auch in den Medien dargestellt. Nicht nur in der Werbung, sondern auch in Fernsehsendungen sind gleichgeschlechtliche Paare gegenwärtig. Im privaten Bereich kennen die meisten Personen mit hoher Wahrscheinlichkeit Schwule und Lesben. In der Geschlechterforschung ist es jedoch von fundamentaler Bedeutung, auch andere sexuelle Orientierungen und Geschlechteridentitäten bei Forschungs-

projekten zu betrachten und mit einzubeziehen. Unsere Intention ist es daher, den Fokus auf eine Personengruppe innerhalb der LSBT*-community (s. 8.1.8.) zu legen, über die noch nicht ausreichend geforscht wird. Da vor allem sexuelle Orientierungen betrachtet werden, konzentrieren wir uns in unserer Forschungsarbeit auf die Geschlechteridentität einer Person. Hierbei spielen Trans*personen eine wichtige Rolle, da deutlich wird, dass die sexuelle Orientierung und die Geschlechtsidentität zwei verschiedene Aspekte sind, die oft nicht differenziert genug betrachtet werden.

Für uns ist es von großer Bedeutung, Trans*personen eine Plattform zu bieten, um ihre Erfahrungen zu schildern. In den Medien wird selten über das Thema Trans*identität berichtet, so dass es für Betroffene schwierig ist, gesellschaftliche Akzeptanz erlangen zu können. Oft werden Trans*personen mit Travestiekünstler*innen verglichen, aus welchem Grund Trans*identität mit Verkleidungen assoziiert wird. Ein rein auf Kleidung basiertes Geschlechtertauschen ist ein anderer Aspekt, den wir als Forschungsgruppe nicht betrachten werden und der das Geschlechtererleben von Trans*personen nicht treffend beschreibt. Unser Interesse ist es daher, die breit gefächerten Facetten zu beleuchten und Trans*identität als eigenen Schwerpunkt zu betrachten. Dabei möchten wir herausfinden, inwiefern die Kategorie Geschlecht als Werkzeug für Machtverhältnisse und Benachteiligungen instrumentalisiert werden kann.

In der Gesellschaft bestehen nach wie vor cisnormative Strukturen und eine eindeutige Zweigeschlechtlichkeit, die es erschweren, eine Vielfalt außerhalb dieser Muster anzuerkennen. Auffallend ist hierbei, dass Sprache ein wichtiges Instrumentarium darstellt. So können sogar Versuche, nicht nur das generische Maskulinum beim Sprachgebrauch zu verwenden, zum erneuten Ausgrenzen verschiedener Geschlechteridentitäten führen. Erfolgt eine Eingliederung der weiblichen Form (Beispiel: „Sehr geehrte Studentinnen und Studenten“), wird eine Fokussierung auf zwei Geschlechter vorgenommen, die in eine Exklusion nicht-binärer Personen mündet. In unserer Forschungsgruppe hat dementsprechend die Auseinandersetzung mit Begrifflichkeiten und die Benutzung des Gendersterns hohe Priorität, um eine Darlegung von Zweigeschlechtlichkeit zu vermeiden. Sprachliche Unsichtbarkeit von Trans*personen und ein strukturell verankerter Druck, sich einem Geschlecht zuord-

nen zu müssen, können somit nicht zu einer verstärkten Akzeptanz und einem besseren Verständnis von Trans*identität führen. Eine klare Einteilung in Damen- und Herren WCs negiert die autonome Selbstbestimmung einer Person, ihre gefühlte Geschlechteridentität auszuleben. Dies ist vor allem für nicht-binäre Personen problematisch. Des Weiteren besteht bei Menschen, die sich in der Angleichung befinden, oftmals das Bestreben, nicht von Cispersonen unterschieden zu werden. Sie unterliegen hierbei dem Diktat der Einordnung nach dem biologischen bzw. bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht, das wiederum ihre selbstgefühlte Identität untergräbt. Strukturell verortete Zweigeschlechtlichkeit und die Postulierung von Cisnormativität können folgendermaßen als Faktoren zur Entstehung von Trans*phobie angesehen werden.

Es ist für uns von großem Interesse, Personen zu befragen, die sich nicht mit ihrem biologischen beziehungsweise zugewiesenen Geschlecht identifizieren können und somit höchstwahrscheinlich einem starken Leidensdruck ausgesetzt sind. Werden Bestrebungen von Trans*personen ausgeführt, ihrem erlebten Geschlecht zu entsprechen, besteht die Tendenz, dass sie aufgrund einer verstärkten Sichtbarkeit Diskriminierungen von der Außenwelt erfahren. Unser Forschungsanliegen ist es demnach, zu untersuchen, inwiefern positive und negative Erfahrungen durch das Umfeld prägend für die jeweilige Person sind. Trans*personen haben durch die Interviews somit die Möglichkeit, ihre Sichtweise und ihren Lebensweg genauer zu schildern. Unsere Motivation ist es hierbei, zum Nachdenken anzuregen und eine Auseinandersetzung mit der Pluralität der Geschlechteridentitäten herbeizuführen. Da über das Thema Trans* noch nicht viele Forschungsmaterialien vorliegen, ist es unser Anliegen, mit unserer Arbeit an der Leibniz Universität Hannover diese Thematik aufzugreifen und voranzubringen. Unserer Meinung nach besteht zu dieser Materie noch sehr viel Forschungsbedarf, den es zu unterstützen gilt. Des Weiteren möchten wir unsere Erkenntnisse für weitere Forschungsarbeiten zugänglich und nutzbar machen, daher existiert in der Gruppe Konsens darüber, dass dieser Bericht weitergegeben werden darf. Unser Interesse liegt bei der Trans*person als Individuum mit ihren persönlichen Erfahrungen und Selbstwahrnehmungen. Außerdem sollen auch mögliche Diskriminierungen betrachtet werden, die durch die Geschlechteridentität zustande kommen. Wir wollen einen neuen Einblick in ein noch relativ unerforschtes,

jedoch aktuelles Thema gewinnen. Das Ziel dieser Forschungsarbeit ist es, mit unseren Erkenntnissen die Gesellschaft für dieses Thema zu sensibilisieren. Zudem besteht die Notwendigkeit, den gesellschaftlichen Diskurs über dieses Thema zu verstärken und zu einem besseren Verständnis und mehr Aufklärung in der allgemeinen Bevölkerung zu verhelfen. Ferner ist es naheliegend, dass eine Akzeptanz bezüglich vielfältiger Geschlechteridentitäten zur Erleichterung von Outingprozessen betroffener Personen und einem Abbau von eindeutig festgelegten Geschlechterrollen führt.

1.4. Berichtsaufbau

Im ersten Kapitel des Forschungsberichts erfolgt im Abstract eine prägnante Zusammenfassung der Arbeit. Zu Beginn wird in dem einleitenden Part die Materie des Forschungsthemas näher erläutert sowie die Zielvorstellungen des Projekts dargelegt. Um eine vollständige thematische Einrahmung vorzunehmen, werden nach der Einleitung weiterhin die Hinführung, die Fragestellung und die Motivation skizziert. Des Weiteren ist es für das Verständnis dieser Arbeit fundamental, auf verschiedene Definitionen einzugehen, da mehrere Begriffe mit unterschiedlicher Bedeutung im Alltagsverständnis synonym verwendet werden. So setzt sich Kapitel 1.1. zur genauen Abgrenzung unter anderem mit breit gefächerten Begrifflichkeiten wie Transgender, Transsexualität und Trans*identität auseinander.
Eine theoretische Einbettung in dem zweiten Kapitel liegt nicht vor, jedoch kann der Entstehungsprozess unter Bezugnahme auf den Forschungsstand, die theoretischen Bezugspunkte und die Hypothesen im Wiki nachvollzogen werden. In der qualitativen Forschung beziehen Hypothesen einen untergeordneten Stellenwert, deren Aufstellung jedoch als Orientierungshilfe fungiert (vgl. Flick 2009: 42). Die Vermutung, dass Trans*personen aufgrund ihrer Geschlechtsinkongruenz erhöhten Leidensdruck erfahren, wird als Hypothese formuliert und durch eine Anschauung des aktuell bestehenden Forschungsstandes untermauert. Weitere Ex-ante-Hypothesen der Forschergruppe erhalten im Wiki eine tiefergehende Beachtung.

Im weiteren Verlauf der Arbeit wird die Methodik der Forschung näher in den Kapiteln 3 und 4 erklärt. Dabei beschäftigt sich das dritte Kapitel mit den Erhebungsmethoden, deren Kernelemente der qualitative Ansatz, das Sampling und die Erläuterung

problemzentrierter Interviews bilden. Die grundlegenden Anhaltspunkte der qualitativen Sozialforschung, die das Paradigma erzeugen, an welchem sich diese Forschungsart orientiert, werden in Kapitel 3.1. dargelegt. Die Verwendung eines qualitativen Ansatzes bietet die Möglichkeit, subjektive Eindrücke und Empfindungen der befragten Personen zu erhalten. Die Samplebildung beschäftigt sich mit der Frage nach den Kriterien, die die Auswahl der Interviewpartner*innen bestimmen. An dieser Stelle werden Vorzüge und Nachteile der Benutzung eines Samples beleuchtet. Das problemzentrierte Interview nach Witzel bildet die primäre Methode, mit der die Daten erhoben werden. Die interviewende Person erlangt ihre Ergebnisse hierbei in einem induktiv-deduktiven Wechselverhältnis (vgl. Witzel 2000).

Aufgrund des kleinen Samples (14 Proband*innen) und der Beschränkung auf eine spezifische Zielgruppe können die Ergebnisse nicht zur Darstellung allgemein verwendbarer Ausführungen dienen (vgl. Lamnek 2010: 163). Jedoch werden mit Hilfe der Methodik des problemzentrierten Interviews nach Witzel erkenntnisreiche und ausführliche Darlegungen der subjektiven Empfindungen der interviewten Personen gewonnen. Anschließend erfolgt die Transkription der Interviews. In Relation zum methodischen Vorgehen wird im vierten Kapitel („Auswertungsmethoden und Methodenrahmen II“) der Auswertungsprozess der Daten näher dokumentiert. Die Auswertung des Interviewmaterials orientiert sich an der Methode der Inhaltsanalyse nach Kuckartz, bei der mit Hilfe des Software Programmes MAXQDA die Interviews analysiert werden. Zudem findet im vierten Kapitel die Erläuterung der Gütekriterien Objektivität, Reliabilität und Validität statt, auf deren Relevanz bezüglich des Forschungsvorhabens näher eingegangen wird. Ferner wird deutlich, dass das Forschungsprojekt unter Ansatzpunkten der forschungsethischen Richtlinien durchgeführt und reflektiert werden muss. Hierbei thematisiert der Abschnitt „Forschungsethische Aspekte“ unter anderem den wichtigen Stellenwert der Anonymisierung der Interviews.

Nach der Darlegung der Erhebungs- und Auswertungsmethoden folgt die inhaltliche Interpretation der Resultate, die unter Berücksichtigung von Fachliteratur gestützt wird. Die Analyse, die Bezugnahme auf Kategorien und die Herausarbeitung von Zusammenhängen und Unterschieden des Interviewmaterials bilden die Kernpunkte

des fünften Kapitels. Hierbei werden die Ergebnisse mit vorhandener Forschung und Literatur abgeglichen.

Das sechste Kapitel liegt im Forschungsbericht nicht vor, jedoch kann der Entstehungsprozess im Wiki nachvollzogen werden. Ursprünglich sollten folgende Ausarbeitungen stattfinden: Im letzten Abschnitt („Kapitel 6: Fazit und Ausblick“) werden zunächst die gewonnen Erkenntnisse resümiert und anschließend als Fazit zusammengefasst. Dabei werden auf Basis der Ergebnisse über die Alltagserfahrungen und deren Auswirkungen auf Trans*personen im Hinblick auf das Handeln, das Auftreten und die Selbstperzeption weitere forschungsrelevante Aspekte erörtert. Bezugnehmend auf die Thematik werden in dieser Forschungsarbeit nicht nur Vorschläge für die direkt interviewten Personen gegeben. Vielmehr erfolgt eine Einbeziehung gesellschaftlicher Einflüsse, sodass sich dieses Projekt ebenfalls an Mitmenschen im persönlichen Umfeld von Trans*personen und an die Allgemeinheit der Bevölkerung richtet. Ein persönliches Fazit greift auf die eigenen Forschungserkenntnisse der jeweiligen Gruppenangehörigen zurück und schließt die Arbeit ab.

3. Erhebungsrahmen und Methodenrahmen

3.1. Qualitativer Ansatz

Wie bereits in der Einleitung angeklungen ist und im Fazit- respektive Ergebniskapitel weiter kondensiert werden wird, handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit zu Trans*personen um ein extrem sensibles und daher mit Bedacht zu versehendes Untersuchungsfeld. Die im Einleitungskapitel geschilderten Ressentiments auf Seiten nicht unerheblicher Teile der Gesellschaft und die Empfindsamkeit der Trans*personen diese Thematik betreffend, befürworten beinahe zwangsläufig die Nutzung eines qualitativen Forschungsansatzes. In den sequenten Abschnitten werden die Grundsätze der qualitativen Sozialforschung, der Sample-Bildung und des problemzentrierten Interviews inklusive einer basalen Erläuterung des sozialwissenschaftlichen Interviewbegriffes erfolgen. Die vordringlichste Frage lautet erst einmal, welche sozialen Phänomene adressiert und welche damit assoziierten Forschungsziele etabliert die qualitative Sozialforschung? Denn die aus den beiden notwendigen Antworten geron-

nene Forschungsfrage stellt die Weichen dahingehend, was wir an „Forschungsgegenständen“ wahrnehmen können. Die Welt unterliegt einem steten Wandel, was zu immer neuen sozialen Phänomen führt, die noch keiner wissenschaftlichen Diskussion ausgesetzt waren. Daher ist es ratsam explorativ bzw. explanativ ausgerichtete Fragen inklusiv und nicht zu stark restringiert zu formulieren. Insbesondere die Thematik Trans*personen präsentiert sich als verhältnismäßig marginalisiert in der wissenschaftlichen Community, wodurch sich ein explorativer Ansatz, wie er hier vorliegt, anbietet. Von prominenter Bedeutung zeichnet demgemäß beim qualitativen Forschen die Nähe des Forschers zum Untersuchungsgegenstand, da er aus der Distanz keinen adäquaten Zugriff auf das soziale Phänomen realisieren kann. Es steht die Prozesshaftigkeit des Sozialen, „wie die Dinge geschehen, wie Interaktionen, Rituale, Integrationsprozesse, politische Entscheidungen oder technische Erfindungen konstituiert werden und ablaufen“ (Mey/Mruck 2010: 425; Strübing 2013: 23; vgl. Strübing 2013: 24; Hopf 2013: 356), im Zentrum des Erkenntnisinteresses. Als strukturelles Primat firmiert das Verständnis der „Kontingenz sozialer Prozesse“, was bedeutet, dass der Forscher gerade eingrenzen muss, warum exakt in dieser Art und Weise gehandelt wurde und nicht anders, da der Einzelne per se nicht in seinen Taten prädeterminiert ist. Die Aufgabe qualitativer Sozialforschung liegt darin den Deckmantel der Natürlichkeit oder Präskription von sozialem Handeln zu nehmen. Die qualitative Sozialforschung beabsichtigt die „Erklärung der Variationen sozialer Praxis. Es geht ihr darum, die Vielfalt der Muster und Differenzierungen in ihrer entstehungs- und Verlaufslogik zu rekonstruieren.“ Der grundlegende Ansatz ist die Frage nach dem Wie und nicht der Deskription des Was (Strübing 2013: 24). Diese Kriterien veranlassten die Gruppe auf qualitative Methoden zurückzugreifen, da Ursachen und Kausalitäten aufgedeckt werden sollten und keine bloße Beschreibung der Wirklichkeit geschehen sollte. Trotz der Wahl eines qualitativen Forschungsdesigns und der Fokussierung auf qualitative Methoden flossen auch quantitative Elemente in die Untersuchung mit ein, wie der halbstandardisierte Fragebogen, den alle interviewten Personen bearbeiten sollten. In diesem Sinne darf nicht dem Trugschluss eindeutiger Trennschärfe zwischen qualitativen und quantitativen Methoden aufgesessen werden. Beide weisen Parallelen auf und überschneiden sich mitunter. In qualitativen Forschungen muss partiell ein bestimmtes Quantum oder eine Relation erhoben werden, ohne dass der Anspruch qualitativer Forschung erodiert (vgl. Oswald 2013: 186;

Strübing 2013: 3). Vergleichbar zu unserem Forschungsdesign werden mitunter die sozio-ökonomischen Daten der Interviewten registriert, was ohne einen standardisierten Fragebogen untergehen oder nur unzureichend stattfinden könnte (vgl. Witzel 2000: 3, 4; Mey/Mruck 2010: 425, 430; Hopf 2013: 353; Oswald 2013: 188). Qualitative und quantitative Methoden koalieren regelmäßig, wenn „zur Vorbereitung einer standardisierten Untersuchung, die zu quantitativen Generalisierungen kommen soll, eine qualitative Exploration durchgeführt wird." (Oswald 2013: 195; vgl. Witzel 2000: 3; Mey/Mruck 2010: 425; Hopf 2013: 353; Strübing 2013: 8) Gängige Praxis ist weiterhin zeitgleich oder im Anschluss an eine qualitative Erhebung in einer kleinen Teilstichprobe aus dem vorliegenden Sample eine „Intensivbefragung" anzuberaumen. Damit werden die Zahlenwerte besser erhellt und über das bloße Datenmaterial hinausweisende Erkenntnisse können im Zuge der Auswertung zutage gefördert werden. Diese reichen teilweise soweit, dass aus ihnen auf die Grundgesamtheit anwendbare Hypothesen erwachsen, insofern die Teilstichprobe in ihrer Konfiguration stellvertretend für das gesamte Sample konstituiert ist. Derweil kann die Koppelung beider Methoden gelegentlich zu widerstreitenden Ergebnissen führen. Bei intensiver Beschau dieses vermeintlichen Konfliktes kann, vergleichbar zur Betrachtung von negativen Fällen, kann ein signifikanter Erkenntniszuwachs entstehen, z.B. als „Interaktionseffekt zweier bedingender Variablen auf die zu erklärende Variable" (Oswald 2013: 196). Mithilfe der Verquickung beider Methoden „kann sowohl das Validitätsproblem der quantitativen, als auch das Generalisierungsproblem der qualitativen Forschung" (Oswald 2013: 197) respiziert werden. So können aus den qualitativ erhobenen Informationen Kategorien oder Typologien hervorgehen, die in einem nächsten Schritt kodiert und quantifiziert werden, damit „Quasiquantifizierungen" durch belegbare Daten subsituiert werden. Durch diese Kodierungen wird der Zugang zu „Teststatistik und multivarianten Verfahren" eröffnet, was zum Bereich der quantitativen Sozialforschung gehört, aber mitunter von Beginn an im Forschungsdesign angelegt sein könnte. Softwareprodukte bieten die Fähigkeit nach Belieben zwischen beiden Analysesystematiken zu wechseln. Der Vorteil dieser Methode liegt in der Möglichkeit, dank der EDV-gestützten Such- und Verwaltungsmöglichkeiten, hohe Fallzahlen zu bearbeiten. Es können mehr Kontraste berücksichtigt und somit die Fragestellung komplexer gestaltet werden (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 285; Oswald 2013. 197). Derweil bilden in der qualitativen Forschung die subjektiven

Eindrücke des Einzelnen, der zielgerecht in Bezug auf seine Passung in das definierte Sample selektiert wird, das Zentrum des Erkenntnisinteresses (vgl. Flick 2009: 24; Merkens 2013: 289; Oswald 2013: 187). Dabei soll seine Wahrnehmung der eigenen Lebenswelt, sprich seine Sinnattribution hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes, erfasst und im Angesicht einer Forschungsfrage deutend verstanden werden. „Die Interpretationsbedürftigkeit von empirischem Material in den Sozialwissenschaften ist darauf zurückzuführen, dass dieses Material hervorgebracht wird von Akteuren, die mit Absichten und Deutungskompetenz ausgestattet sind. Gerade jene Absichten und Weltdeutungen sind es, die wir in interpretativen Akten analytisch zugänglich machen wollen." (Strübing 2013: 3, 20, 24) Diese Person beschreibt Oswald treffend als „Schlüsselinformanten", der für ein relativ unbekanntes Feld elementare Informationen bereithält (vgl. Witzel 2000: 1f; Friebertshäuser/Langer 2013: 437; Oswald 2013: 191; Strübing 2013: 20f). Eben diese Schlüsselinformanten kommen in den geführten Interviews zu Wort und gewähren als pars pro toto einen Einblick in die Lebenswelt von Trans*personen. In einigen Fällen kann es selbst in „Tiefeninterviews" für den Befragten schwierig sein das Erforschte zu verbalisieren, denn für gewöhnlich vollzieht sich ein Großteil des Handelns, Denkens und Wahrnehmens jenseits bewusster Reflektion. Es fußt auf der eigenen Sozialisation und Inkorporierung der vorgängigen sozialen Geschichte, weshalb es sich nach Bourdieu als naturgegeben verklärt und einer tieferen Befragung entzieht (vgl. Strüber 2013: 3). Hierfür bietet sich die teilnehmende Beobachtung als Lösungsstrategie an, was nochmals einen schlaglichtartigen Einblick die Bandbreite der Methoden qualitativen Forschens gibt (vgl. Oswald 2013: 192). Einer beobachtenden Person liegt an der Fülle von Informationen, die ein beobachtetes Individuum bereithält. Er sucht posteriori in der gezielten Auseinandersetzung mit dem gewonnen Material unter Bezugnahme auf die Forschungsfrage den erhofften Erkenntnisgewinn zu erzielen (vgl. Strübing 2013: 4, 20f). Damit müssen forschende Personen einem befragten Individuum offen gegenüberstehen und dem quantitativen Postulat des Randomisierens zur Gewährleistung von Repräsentativität entsagen (vgl. Flick 2009: 24f; Lamnek 2010: 21, Schreier 2010: 239f; 322; Hopf 2013: 356; Strübing 2013: 2, 3, 20). Dabei entspinnt sich ein Dialog zwischen dem beobachteten und dem beobachtenden Individuum, indem sie sich gegenseitig befruchten (vgl. Lamnek 2010: 20f, 23, 318; Strübing 2013: 20f, 21). Die untersuchte Person beleuchtet neue Facetten der vorliegenden Thematik oder die

untersuchende Person evoziert mithilfe ihrer Fragen einen Erkenntnis- respektive Verständnisgewinn bei der untersuchten Person. Dabei verzichtet die qualitative Sozialforschung nicht auf ein systematischen Vorgehen mittels eines empirischen Methodenkanons und eines vorher festgelegten Forschungsplanes, der mitteilt, warum „Zahl, Variationsbreite und Auswahl der Fälle“ in exakt dieser Weise und keiner anderen erfolgte (vgl. Flick 2009:26; Lamnek 2010: 23; Oswald 2013: 185). Hierbei muss dezidiert auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, „Zahl und Art der in der Untersuchung einzubeziehenden Subjekte“ im Vorhinein festzulegen. Als Basis für die Kontur des Samples müssen die „Fragestellung und Forschungsabsicht“ angegeben sein (vgl. Oswald 2013: 190). Es handelt sich um eine Art Trichterstruktur der Zuspitzung der Methoden und „begrifflichen Werkzeuge“ (vgl. Lamnek 2010: 24; Strübing 2013: 21), was mit der oftmals explorativen Ausrichtung qualitativer Forschung korrespondiert. Gleichwohl strebt sie nach „Generalisierungsversuchen“ (vgl. Flick 2009: 24, 25, 26; Mey/Mruck 2010: 425; Oswald 2013: 184f, 187; Merkens 2013: 287; Strübing 2013: 5; Hug/Poscheschnik 2015: 89), die jedoch nicht ausschließlich auf ex ante fixierten „Hypothesen und Operationalisierungen“ beruhen (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 285; Strübing 2013: 2; Flick 2009:24). Die forschende Person firmiert als Teil des Untersuchungsprozesses, wodurch sie einen gewissen Einfluss auf den Gegenstand und den Prozess allgemein zeitigt. In diesem Sinne muss das untersuchende Individuum seine Wirkung auf den Beobachtungsgegenstand explizieren. Als Quellen für die qualitative Forschung dienen u.a. Texte, Interviews, Beobachtungen oder Bildmaterial. Sie diskutiert, exploriert, testet und erneuert häufig Hypothesen, weshalb sie zirkulär verläuft. Diese Zirkularität soll, so Strauss, ebenso für die Zusammenstellung und Fortschreibung des Samples gelten (vgl. Witzel 2000: 2; Lamnek 2010: 21, 22, 319; Merkens 2013: 289; Strübing 2013: 3, 4, 6, 7, 20, 21; Hug/Poscheschnik 2015: 89). „Die Zahl der Fälle wird dabei nicht vor Beginn der Studie festgelegt, es wird vielmehr parallel zum Interpretieren und gesteuert durch den Interpretationsprozess solange weitergesammelt und gezielt nach Kontrasten gesucht, bis keine neuen Informationen mehr auftauchen.“ (Oswald 2013: 193) Unter diese „Reflexivität“ subsumiert man verbale „(Symbole, Deutungen, Sprechakte)“ und nonverbale Akte „(Gesten, Handlungen usw.)“, die in ihrem jeweiligen Bezugsrahmen eine eigene „Indexikalität“ hervorbringen. Diese basiert auf der inkorporierten Geschichte des untersuchten Person und bietet damit einen Brücken-

schlag zu einem größeren Sinnzusammenhang (vgl. Witzel 2010: 1f; Lamnek 2010: 22; Friebertshäuser/Langer 2013: 450; Strübing 2013: 21, 24). Die qualitative Sozialforschung kennzeichnet ihre Flexibilität sie bindet die Untersuchung, deren Präzisierung und Fortschreibung konstant an die soziale Wirklichkeit zurück, womit dem der forschenden Person Adaptionsmöglichkeiten bleiben sich auf neue Methoden oder Blickwinkel einzulassen (vgl. Lamnek 2010: 23; Hopf 2013: 350; Merkens 2013: 289). Diese „Gegenstandsangemessenheit“ meint, dass Methoden und Forschungsdesign im Angesicht der Forschungsfrage bzw. des Erkenntnisinteresses gewählt und gegebenenfalls im Prozess der Materialsammlung adaptiert werden und nicht, wie teilweise in der quantitativen Forschung, dass die Methode eine Forschungsfrage hervorbringt und gleichzeitig determiniert (vgl. Strübing 2013: 19f). Eine Engführung durch zu starre oder a priori absolut gesetzte Kategorien bzw. Antwortschemata will die qualitative Forschung vermeiden. Sie identifiziert einen Mehrwert im weiten „Wahrnehmungstrichter“, um „instruktive Informationen“ zuerst erhalten und in einem nächsten Schritt berücksichtigen zu können. Dabei adressiert ein Signum der qualitativen Sozialforschung, das Postulat der Offenheit, die untersuchte Person, Situation und verwendete Methode (vgl. Witzel 2000: 2; Lamnek 2010: 318, 322; Lamnek: 19f, 23, 24; Strübing 2013: 5, 20, 24). Mit der Forderung die Lebenswelt möglichst unverfälscht von der Warte der beforschten Person aus zu erblicken, werden Feldforschungen dem Labor bzw. künstlichen Arrangements vorgezogen. In diesem Sinne muss auf den „Prozesscharakter“ qualitativer Forschung hingewiesen werden. Zum einen gründet dieser in der Interaktion zwischen der untersuchenden Person und dem Gegenstand. Zum anderen determiniert die Veranlagung des Menschen, in der Lesart von Bourdieu, als Automat zu agieren, große Teile der alltäglichen Routinen. Diese Realität zu greifen und deren „Reproduktion, Modifikation und Deutung“ zu durchdringen, um sie erläutern zu können, bildet ein vitales Interesse qualitativer Ansätze, d.h. die Korrelation von Ursachen und Folgen, die Schaffung von Theorie steht im Zentrum (vgl. Lamnek 2010: 21, 318f, 322, 354, 361; Oswald 2013: 185; Strübing 2013: 6f, 20, 24). Qualitative Sozialforschung überschreitet den Anspruch reiner Deskription, womit Transparenz, Explikation und Intersubjektivität bezüglich der Forschungsergebnisse nachdrücklich geachtet werden müssen (vgl. Flick 2009: 24, 26f; Lamnek 2010: 23; Merkens 2013: 286; Hug/Poscheschnik 2015: 89f). Die forschende Person muss den bestehenden Methodenrahmen und Forschungsplan sodann im

Komplex der Veröffentlichung der Untersuchungsergebnisse offenlegen (vgl. Lamnek 2010: 23). Trotz aller Vorteile birgt die qualitative Forschung viele Hürden für die ertragreiche Arbeit mit ihr. Das Verhältnis von Materialsammlung und -auswertung muss zu Beginn der Ablaufplanung realistisch bewertet und fixiert werden. Es besteht die Gefahr zu viele Interviews bzw. zu viel Material zu generieren, wodurch eine notwendige Interpretation und Kategorisierung unmöglich wird oder nur oberflächlich erfolgt (vgl. Oswald 2013: 183). Weiterhin muss die forschende Person den Leser durch seinen Text fesseln, anregen und in einen Dialog mit dem Thema leiten. Anders als bei quantitativer Forschung kann kein Zahlenkonglomerat präsentiert werden. In der qualitativen Forschung muss der Autor verschiedentlich allein mit Hilfe seiner Bilder die Essenz, aber die ebenso relevante und gleichwohl weniger zum Lesen animierende Hinleitung zu dieser bereitstellen (vgl. Oswald 2013: 185f). Sprachliche Präzision muss auch in einer anderen Hinsicht gewährleistet sein. Bei der „Quasiquantifizierung“ zieht die qualitative Forschung Aussagen heran, wie „typischerweise“, „selten“ oder „häufiger“, die quantitativ belegt sind und einer klaren Definition bedürfen. Problematisch scheinen vor allem die verhältnismäßig geringen Fallzahlen und die Auswirkungen für die getroffenen Aussagen von wenigen die zum Sample hinzukommen für diese quantifizierenden Aussagen. Daher sollten diese Begriffe mit einem finiten Zahlenwert verquickt sein. Zudem muss ergründet werden, inwieweit die absolut gesehen geringe Fallzahl bestimmte Merkmale prominenter herausstellt (vgl. Oswald 2013: 190, 192). Wie bereits angeklungen ist, etabliert sich die Verwendung einer Verbindung qualitativer und qualitativer Elemente, der sogenannte „Mixed Methods“ Ansatz, der auf die Synergien zwischen beiden Methodenschulen setzt, zusehends (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 286). Die Bezeichnung Mixed Methods zeichnet derweil neueren Datums, wohingegen die Methode der Triangulation in der Sozialwissenschaft bereits seit den 1950er Jahren präsent war. Wie beschrieben korreliert ein Forschungsergebnis immer in gewisser Weise mit der Forschungsfrage und den daraus ausfließenden Methoden, um dadurch eventuell verzerrten Resultaten Einhalt zu gebieten, sollen verschiedene Segmente des sozialen Phänomens mit Hilfe mehrerer Methoden analysiert werden (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 287; Merkens 2013: 292f). Dabei wird zwischen der „Within-Methods-Triangulation“ und der „Between-Methods-Triangulation“ segregiert. Beim ersten Konzept werden „mehrere Operationalisierungen eines Konzeptes unter Anwendung einer

Methode“ eingesetzt, z.B. beim problemzentrierten Interview die Koppelung halbstandardisierter mit erzählgenerierenden Fragen. Bei der zweiten Näherungsweise werden hingegen heterogene Methoden auf denselben Gegenstand angewendet, u.a. bei der Kombination von teilnehmender Beobachtung mit einem Interview. Es muss festgehalten, dass Triangulation und Mixed Methods nicht zwangsläufig zusammen auftreten oder ein und dieselbe Arbeitsweise subsumieren. In einem Forschungsdesign können allein Methoden der qualitativen respektive der quantitativen Sozialforschung trianguliert werden, was dann jedoch nicht den Kriterien einer Mixed Methods Untersuchung gerecht werden würde. Erst wenn eine qualitative und eine quantitative Methode, ob Auswertungs- oder Erhebungsmethode, in einer Untersuchung, ob konsekutiv oder zeitgleich, benutzt werden, liegt ein Mixed Methods Design vor (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 288f; Merkens 2013: 292f). In Hinblick auf die häufigsten Mixed Methods Designs in der Forschungspraxis können die folgenden vier identifiziert werden: das Triangulationsdesign, das eingebettete, das explanative und das explorative Design. Das Triangulationsdesign entspricht strukturell der bereits vorgestellten Triangulation als Methode. Beim eingebetteten Design finden sich zwei von einander differente Forschungsfragen, die mit jeweils unterschiedlichen Datentypen bearbeitet werden müssen. Dabei prädominiert eine Methodenart, die wiederum das Design und Gros der Daten hervorbringt, so dass die inferiore Methode additiv eingebettet wird (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 303f). Das explanative Design beginnt mit einer quantitativen Untersuchung, die die grundlegenden Vorgaben für die Ausgestaltung einer qualitativen vorhalten. Dabei werden zwei Ziele verfolgt. Einmal, „genaueren Aufschluss über die Prozesse zu erhalten, die den Ergebnissen der quantitativen Phase zugrunde liegen.“ Eine zweite Verfahrensweise selektiert aus dem quantitativen Sample „Personen oder Personengruppen“ für eine qualitative Untersuchung. Abschließend wird das explorative Design kurz skizziert. Hier wird die qualitative der quantitativen Untersuchung vorgeschaltet, sprich es handelt sich um ein „Zwei-Phasen-Design“. Die Gewichtung beider Methodenstränge korreliert mit dem konkreten Design, d.h. wenn in der Psychologie ein neues Instrument entwickelt wird, überwiegt die quantitative Seite, wenn die qualitative Untersuchung eine Taxonomie bzw. Theorie generiert und die quantitative deren Richtigkeit testet, handelt es sich um eine egalitäre Gewichtung (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 304f).

3.2. Sample

Da sich die vorliegende Untersuchung mit den Erfahrungen von Trans*personen auseinandersetzt, war es ein essentieller Schritt einzugrenzen und klarzustellen, wer als Beobachtungseinheit in Betracht kam. Wie die Einleitung demonstriert, deckt unsere Fragestellung ein enormes Spektrum an heterogenen Individuen ab. Wie die Schilderungen zum Sample illustrieren werden, gründet dieser vermeintliche Makel in der Ausrichtung qualitativer Forschung. Als Sample bezeichnet man die „Auswahl einer Untergruppe von Fällen, d.h. von Personen, Gruppen, Interaktionen oder Ereignissen, die an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten untersucht werden sollen und die für eine bestimmte Population, Grundgesamtheit oder einen bestimmten (kollektiven oder allgemeineren) Sachverhalt stehen“. (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 178) Es existiert eine vitale Interdependenz zwischen der Bestimmung des Samples und den daraus entstehenden Weichenstellungen für die Verallgemeinbarkeit der Ergebnisse. Bei der Befassung mit einem sozialen Phänomen können fast nie alle in Frage kommenden Beobachtungsentitäten erfasst werden, weshalb eine Selektion erfolgen muss, die gleichwohl Repräsentativität beanspruchen soll. Schreier spricht diesbezüglich von einer „*absichtsvollen* bzw. *bewussten Stichprobenziehung*“, die nach der vermuteten Erkenntnismehrung eines Falles hin selektiert. In der Regel sollte kein Fall singulär bzw. exklusiv für sich alleinstehend betrachtet werden. Als Besonderheit figuriert die Einzelfallanalyse, bei der ein Fall in extremer Tiefe und Dichte analysiert wird, diese Methode werden die Ausführungen jedoch nicht weiter diskutieren (vgl. Schreier 2010: 238, 242; Akremi 2014: 270; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 177f). Fundamental für das Verständnis des qualitativen Samples ist die Abgrenzung zu „Zufalls- oder Quotenstichprobentechniken, die auf statistischen Überlegungen beruhen und das Argument der Repräsentativität in der quantitativen Sozialforschung legitimieren“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 178; vgl. Lamnek 2010: 350; Schreier 2010: 239f; Akremi 2014: 265ff, 268). Die Herausforderung für die qualitative Stichprobe liegt in der Vielschichtigkeit des Untersuchungsgegenstandes und der Nezessität festzulegen wie im Angesicht dieser Herausforderung das Untersuchungsfeld erschlossen werden soll, weshalb Typologisierungen im Fokus stehen. Die Hürden für eine Befragung der gesamten Population liegen im zu hohen Zeitaufwand aber auch darin, dass nicht jedes Individuum bereitwillig Auskunft erteilen würde, sodass eine

gezielte Auswahl wiederum Vorteile birgt (vgl. Lamnek 2010: 350f; Schreier 2010: 238, 239f, 242f; Merkens 2013: 288, 291; Akremi 2014: 265ff, 268, 277, 280f; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 179). Es sollen „für Theoriebildung relevante Aussagen" getätigt werden können und die „Ausprägungen eines Problems" deutlich gemacht werden, d.h. die „Generalisierbarkeit" von Thesen bzw. Erkenntnissen wird angestrebt. Um diesem Postulat zu genügen, rekurriert Schreier auf das Axiom vom „Allgemeinen im Individuellen", wonach querschnittliche Phänomene aus dem Einzelnen kondensiert werden können, was Schlüsse auf große Zusammenhänge aus kleinen Samples respektive bei sehr gleichartigen Grundgesamtheiten aus wenigen Einzelfällen als statthaft klassifiziert (vgl. Schreier 2010: 242). Ausschlaggebend zeichnen fernerhin der Umfang der Fragestellung, der „Grad der Schichtung der Merkmale", die Methode der Datenerhebung, -auswertung und die Güte der gewonnen Daten. So kristallisiert sich in der Praxis ein Wert zwischen fünf und bis zu 60 heraus, wobei schon bei unter zehn Interviews die deduktiven Codes hinlänglich gefüllt werden konnten (vgl. Akremi 2014: 278f). In der qualitativen Sozialforschung kann die Grundgesamtheit meist erst im Nachklang an die eigentliche Untersuchung belastbar verifiziert werden, was mit dem explorativen Charakter dieses Methodenkomplexes inhärent verknüpft ist. Es muss wieder darauf insistiert werden, dass ein klares Forschungsdesign und eine transparente Dokumentation der Instituierung des Samples die posteriori nachvollzogen werden kann, den Grundstock einer jeden Untersuchung stiften muss (vgl. Merkens 2013: 290, 291; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 179f). Es können „*flexible* und *fixe*" Herangehensweisen bei der Fallauswahl separiert werden. Die ersteren grenzen die konkreten Anhaltspunkte für die Fallauswahl erst nach und nach während der Untersuchung ein, so z.B. beim Schneeballverfahren oder dem Theoretical Sampling. Die fixen Formate errichten bereits am Anfang der Untersuchung die Orientierungsparameter für die Fallauswahl anhand bestehenden, theoretischen Wissens, so wie beim „qualitativen Stichprobenplan" oder der „Auswahl bestimmter Falltypen". In Anbetracht der Konstruktion kann zudem „zwischen homogenen und heterogenen Stichproben" diskriminiert werden. Homogene Stichproben bestehen aus „gleichartigen Fällen" und sollen ein soziales Phänomen en detail beleuchten, wie im Schneeballverfahren. Heterogene Stichproben gehen den entgegengesetzten Weg und weisen Fälle mit starken Differenzen auf. Sie wollen das Spektrum eines Phänomens skizzieren und dienen der Implementierung von Theori-

en, z.B. mittels eines qualitativen Stichprobenplanes (vgl. Schreier 2010: 243f; Akremi 2014: 268f). Derweil muss bei der Konzeption des Ablaufplanes und Forschungsdesigns zwischen „Samplingeinheiten und Beobachtungseinheiten“ differenziert werden. Bei der Untersuchung sozialer Aggregationen, wie Familien oder Vereinen, stellen Beobachtungseinheiten, z.B. Vereins- respektive Familienmitglieder, die Samplingeinheit. Das Forschungsdesign entscheidet darüber, ob Beobachtungseinheiten, sprich Individuen, oder die die gesamte Samplingeinheit beobachtet werden soll (vgl. Schreier 2010: 239; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 180). Merkens differenziert in Anlehnung an Morse zwei Arten des Zuganges zu Untersuchungseinheiten, die primäre und die sekundäre Selektion. Bei der primären Selektion bestimmt die forschende Person bewusst, wer ins Sample aufgenommen wird. Die sekundäre Selektion beschreitet den Weg, dass sich die perspektivisch zu untersuchenden Individuen im Nachhall an ein Inserat, Hörensagen oder eine andere Informationsweitergabe für die Untersuchung zur Verfügung stellen (vgl. Merkens 2013: 288f). Für die Gestalt des Samples kann die Qualität der interwieten Personen ebenfalls als ein Kriterium herangezogen werden. Dabei schlägt Merkens im Rekurs auf Morse vor dabei die anschließenden Voraussetzungen als elementar anzusetzen: „das Wissen und die Erfahrung“, „die Fähigkeit zu reflektieren“, sich adäquat ausdrücken zu können, die Zeit und den Willen an einer Befragung zu partizipieren (vgl. Merkens 2013: 294). Komparativ zur qualitativen Sozialforschung im Allgemeinen, trifft man im Speziellen bei den qualitativen Samplingmethoden auf eine immense Bandbreite. Das Theoretical Sampling fußt auf den Überlegungen von Glaser und Strauss aus dem Jahre 1967 und verneint den Ansatz im Vorfeld einer Untersuchung das Sample festlegen zu müssen. Vielmehr soll das Sample „nach den theoretischen Gesichtspunkten, die sich im Verlauf der empirischen Analyse herauskristallisieren, erst nach und nach“ konturiert werden (vgl. Schreier 2010: 244; Strübing 2011: 154; Friebertshäuser/Langer 2013: 450; Merkens 2013: 292, 295; Akremi 2014: 268f, 274; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 181). Hier muss derweil zwischen den „Dimensionen Zeit, Ort, Personen, Ereignisse und Aktivitäten“ hinsichtlich der Stichprobe differenziert werden, was einen Hinweis auf die Vielschichtigkeit der Stichprobenziehung beim Theoretical Sampling bietet (vgl. Schreier 2010: 243f; Merkens 2013: 296). Im Prozess der Informationssammlung schärfen sich a priori statuierte „Ad hoc-Hypothesen“, welche in einem „iterativ-zyklischen“ Prozess nach und nach enggeführt werden, um das ange-

strebte Erkenntnisinteresse bestmöglich zu verfolgen. Demgemäß strukturiert eine erste „Problemdefinition“ oder nach Bohnsack/Marotzki (2011) die ersten „sensibilisierenden Konzepte“ den Ausgangspunkt der Untersuchung und keine auf einen Gegenstand abzielende sozialwissenschaftliche Theorie (vgl. Strübing 2011: 154, 155; Merkens 2013: 296f; Akremi 2014: 268f; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 181). Das Theoretical Sampling zieht in dem geschilderten Ablauf das „Prinzip der Minimierung und Maximierung von Unterschieden“ mit dem Ziel einer „theoretischen Sättigung“ heran[1]. Sobald keine neuen Facetten zum untersuchten Phänomen mehr zu Tage gefördert werden können, wendet man sich von den vormalig homogen strukturierten Fällen ab und betrachtet jene, die abweichen um weitere Erkenntnisse zu erzeugen und gewonnene konzentrieren (vgl. Lamnek 2010: 351; Schreier 2010: 241, 243, 244; Strübing 2011: 155; Merkens 2013: 291, 294, 296f; Akremi 2014: 274, 277). Nicht die Repräsentativität für eine Population wird intendiert, sondern eine „konzeptuelle Repräsentativität“. Das bedeutet die Spezifika und Facetten der angestrebten Neukonzeption von Theorie respektive einer theoretischen Perspektive müssen durch das selektierte Sample gewährleistet werden (vgl. Strübing 2011: 155). Die stetige Verfeinerung und kritische Befragung des Materials gewährleistet dadurch die Qualität des Selbigen (vgl. Witzel 2000: 2; Strübing 2011: 155; Merkens 2013: 296f). Als Kritik kann konstatiert werden, dass durch das nicht zu negierende theoretische Vorverständnis des untersuchenden Individuums bestimmte Personen im Auswahlprozess für die Untersuchung bevorzugt selegiert werden (vgl. Lamnek 2010: 351; Hopf 2013: 350). Eine weitere Möglichkeit bietet das „Sampling nach bestimmten vorab festgelegten Kriterien“, in dem qualitative und quantitative Elemente verquickt werden. Diese Art des Sampling rekurriert auf im Vorfeld bestehende Forschungsergebnisse, die als Ausgangspunkt für den Aufbau einer „Untersuchungsgruppe“ dienen, die nach Kriterien aus eben den vorgängigen Informationen gebildet wird. Überdies zu nennen sind „qualitative Stichprobenpläne“, die auf sozialstatistischen Charakteristika beruhend das Sample präskribieren. Hier wird wiederum eine möglichst heterogene Stichprobe konstituiert. Die Fallzusammenstellung fußt auf vorab präskribierten Regeln. Im Vorfeld der Untersuchung werden als erster Schritt die für das relevante soziale Phänomen ausschlaggebenden und Varianz induzierenden Faktoren verifiziert. In einem zweiten Schritt werden die exakten Ausprägungen festgehalten, die Einzug in den Stichprobenplan halten sollen. Als drittes werden die „Faktoren und

ihre Ausprägungen in einer Kreuztabelle kombiniert“, was viertens darin aufgeht, zu determinieren wie viele Fälle je Kombinationsmöglichkeit betrachtet werden sollen (vgl. Schreier 2010: 245; Friebertshäuser/Langer 2013: 450; Akremi 2014: 273f). Dieses Verfahren kommt zur Anwendung, wenn zum Untersuchungsgegenstand eine belastbare Wissensbasis herrscht. Ergeben sich im Verlauf der Untersuchung essentielle Einsichten kann der Untersuchungsplan adaptiert werden. Die Notwendigkeit verhältnismäßig sicherer Informationsbestände bildet die größte Herausforderung für diese Methode (vgl. Schreier 2010: 246; Akremi 2014: 273f). Ähnliches gilt für das „Quota Sampling“, welches anhand der „Kriterien ethnischer Zugehörigkeit, des Alters und der Gruppengröße“ gestaltet wird (vgl. Merkens 2013: 291f; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 183f). Bei diesem Typus spricht man ebenso von kriteriengeleiteter Auswahl des Samples mit der Intention zu Generalisierungen zu gelangen, ähnlich wie beim Theoretical Sampling (vgl. Akremi 2014: 273). Einen anderen Zugang wählt das „Snowball-Sampling“, bei dem jeweils interviewte Personen weitere mögliche Untersuchungseinheiten vorschlagen. Dies wird vornehmlich in einem relativ unbekannten Feld angewendet, um es sukzessive zu erschließen. Auf der einen Seite gewähren die individuellen Kontakte die Chance zusätzliche Untersuchungseinheiten zu akquirieren und im Zuge der Erschließung des Feldes Relevanzsysteme zu identifizieren, d.h. welche Akteure von exponierter Bedeutung zeichnen. Auf der anderen Seite limitiert sich damit die Breite der Auswahl an Personen. Da die Empfehlungen zumeist Bekannte, welche unter Umständen im Vorfeld des Interviews über die Fragen bzw. die Zielsetzung der Untersuchung in Kenntnis gesetzt wurde, betreffen. Eine nicht von der Hand zu weisende Kritik äußert Merkens. Dabei kommt es in gewisser Weise zu „geklumpten Stichproben“, wenn sich die Gatekeeper als Selektionsöhr erweisen oder die Nennung von neuen Personen sich auf ein integriertes Netzwerk beschränkt (vgl. Schreier 2010: 243; Friebertshäuser/Langer 2013: 450; Merkens 2013: 293; Akremi 2014: 272). Dabei kommt Schlüsselpersonen des Samples, den sogenannten Gatekeepern, eine herausgehobene Bedeutung zu. Im Forschungsbericht muss expliziert werden, welche dieser Individuen gewonnen wurden und welche Synergien mithilfe ihrer Kooption freigesetzt werden konnten. Ihre Mitarbeit und ihr Wohlwollen erschließt sichtbare und zugleich verborgene Zugänge sowie Personen (vgl. Merkens 2013: 288; Akremi 2014: 272). Besitzt das beobachtete Feld eine hierarchische Verästelung, muss eine Entscheidung getroffen werden,

ob das Forschungsdesign „entweder ‚bottom up' oder ‚top down'" orientiert ist (vgl. Merkens 2013: 293). Das Schneeballsystem erübrigt nicht die Setzung einer klaren Kriterienstruktur für die Auswahl der Beobachtungseinheiten (vgl. Lamnek 2010: 351; Merkens 2013: 293; Akremi 2014: 272; Akremi 2014: 272f; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 184f). Die konkrete nominelle Ausgestaltung des Samples wird zumeist im Vorfeld einer Untersuchung skizziert, was jedoch den Wesenszug eines Deutschusses inne hat. Da sich erst im Fortgang der Untersuchung belastbare Zahlen herauskristallisieren können (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 186). Grundsätzlich sollte davon Abstand genommen werden Bekannte oder Freunde als Interviewpartner heranzuziehen, da das a priori bestehende Verhältnis die Offenheit und das Interaktionsmomentum allgemein negativ eintrüben kann (vgl. Lamnek 2010: 352). In der vorliegenden Arbeit haben wir mit einem Schneeballsystem in Kombination mit mehreren Inseraten gearbeitet um unser Sample zu befüllen. Wir haben uns dafür entschieden einen sehr inklusiven Weg einzuschlagen, was in der Einleitung ausführlich beschrieben wurde. In der praktischen Umsetzung mussten wir die Defizite des Schneeballsystems in Kauf nehmen, da der Zugang zum Feld von Gatekeepern dominiert wird und wir durch Zufall Zugriff auf einen solchen hatten, der uns als Mittler zu den meisten Beobachtungseinheiten einen Kontakt ermöglichte. Dabei wurde die theoretische Erkenntnis konsolidiert, dass ohne das Wohlwollen und die Unterstützung einer Schlüsselperson der Zugang zum Feld beinahe ausgeschlossen ist, insbesondere bei sensiblen Themen, die zudem eher kontrovers in der Gesellschaft betrachtet werden. Wie im Vorhinein ausgeführt, bildete die Exploration des Feldes die Absicht der Arbeit, weshalb sich diese Sampling-Methode als funktional erweist. Da es sich um ein Feld ohne ausgeprägte Hierarchie handelt, konnte dieser Aspekt vernachlässigt werden. Die sozio-ökonomische Streuuung des Samples spricht hingegen für eine basale Aussagekraft über das kleine Sample hinaus.

3.3. Methoden der Datenerhebung: Problemzentrierte Interviews

Nachdem die Grundzüge der qualitativen Sozialforschung und Sample-Bildung skizziert wurden, zielt der dritte Abschnitt im Kapitel der Erhebungsmethoden auf die Vorstellung qualitativer Interviewformen und des für die Untersuchung verwendeten problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel (2000). Wir haben das problemzen-

trierte Interview herangezogen, da es, wie später dezidiert beschrieben, einen explorativen Ansatz verfolgt, der dennoch ein konkretes Problem bearbeiten will. In Erinnerung der Einleitung will die Arbeit sich nicht der unrealistischen Absicht verschreiben Trans*personen ganzheitlich zu reflektieren. Es ging explizit um das Erleben in ausgewählten Lebenswirklichkeiten, was im Zuge der Auswertungsmethoden ausgeführt und mit Leben gefüllt werden wird. Exakt für diese Konstellation offeriert diese Spielart des qualitativen Interviews ein Instrumentarium, welches auf den nächsten Seiten kritisch beschaut wird. Als ein wesentliches Argument für die Nutzung qualitativer Interviews steht die Grundannahme qualitativer Sozialforschung, dass soziale Realität kommunikativ konstruiert werde und die Wahrnehmung einer Beobachtungseinheit nur erfasst werden könne, wenn man deren „kommunikatives Regelsystem“ beachte. Im gleichen Moment müsse berücksichtigt werden, dass die gesellschaftliche Realität größtenteils kommunikativ statuiert werde und somit die Partizipation an einem natürlichen Kommunikationsvorgang unverzerrte und fruchtbare Erkenntnisse verspricht (vgl. Lamnek 2010: 318, 361). Ein Vorteil des Interviews für die qualitative Sozialforschung besteht fernerhin in der bestehenden, elaborierten Auswertungsmethodik, die es dem Anwender erlaubt, das erhobene Material adäquat auszuwerten. „Für die Beliebtheit des Interviews spielt auch eine wichtige Rolle, dass die Informationen in statunascendi aufgezeichnet werden können, unverzerrt-authentisch sind, intersubjektiv nachvollzogen und beliebig reproduziert werden können; […].“ (Lamnek 2010: 301; vgl. Friebertshäuser/Langer 2013: 437f; Merkens 2013: 286) In Anlehnung an die Forschungsfrage und das Setting können Interviews eine enorme Varianz in ihrer Standardisierung, Kommunikationsform, dem Fragenstil oder des Kommunikationsweges aufweisen. Neben den unmittelbaren Interviewformen kommen immer häufiger Telefon-, Online- oder Emailinterviews zur Anwendung (vgl. Mey/Mruck 2010: 430). Trotz aller Diversität eint sie ein „quasi-experimentelles Vorgehen“ in der Lesart naturwissenschaftlicher Forschungsdesigns. Womit „die prinzipielle Wiederholbarkeit einer Untersuchung mit dem gleichen Ergebnis unterstellt, die Falsifikationschance deduktiv gewonnener Hypothesen sowie ein analytisches, den Forschungsstand in seine Einzelelemente zerlegendes Vorgehen“ realisiert werden kann (Lamnek 2010: 316). Die finale Entscheidung für welche Interviewform votiert wird, erwächst aus dem vorliegenden Forschungsdesign: „dem Erkenntnisinteresse, der Fragestellung, der zu befragenden Zielgruppe sowie der methodischen Anlage der Studie.“ (Frie-

bertshäuser/Langer 2013: 438) Beim von uns gewählten Interviewtyp soll die Weitergabe von Sinnbeständen in ermittelnder Gestalt von der interviewten zur interviewenden Person verlaufen, da uns Erstere als „Träger abrufbarer Information“ gegenübertritt, die wir im Angesicht unserer Forschungsfrage zu Tage fördern wollen (vgl. Lamnek 2010: 304; Friebertshäuser/Langer 2013: 442; Hopf 2013: 353). Weiterhin muss festgehalten werden, dass zwischen beiden Individuen auch im qualitativen Interview eine Asymmetrie besteht, da die interviewte Person primär antwortet und die interviewende Person als Quell der Fragen fungiert. Der Austausch verläuft beim qualitativen Interview zumeist von Angesicht zu Angesicht mit offenen, nicht einengenden, flexibel und jederzeit mit der konkreten Gesprächsentwicklung adaptierbaren, Fragen, die „neutral bis weich“ formuliert werden, was bedeutet, dass kein Druck bzw. keine Disziplinierung aufgebaut wird (vgl. Lamnek 2010: 314f, 316, 319, 322, 323, 324, 363; Hopf 2013: 358). Dabei muss sich das interviewende Individuum seiner möglichen Einflussnahme auf das interviewte Individuum bewusst sein und folglich seine sprachlichen Bilder an dem orientieren, was die befragte Person anbietet, da es teilweise sehr schwer und folglich kontraproduktiv sein kann in der konkreten Interviewsituation als interviewte Person eine artifizielle Wissenschaftssprache anzuwenden (vgl. Witzel 2000: 3; Lamnek 2010: 306, 324, 362, 363, 364, 365; Friebertshäuser/Langer 2013: 438, 440; Hopf 2013: 356, 358). Zu einem freundlichen Gesprächsklima beitragen können affirmative Handlungen der interviewenden Person, wie der ständige Blickkontakt, eine offene, die Situation als angenehm auszeichnende Körperhaltung, Mimik und Gestik (vgl. Lamnek 2010: 365). Trotz alle dem kann es bei einem ungeübten zu interviewenden Individuum zu verschiedenen Hürden kommen, die Intention des Interviews zu materialisieren. Kann die befragte Person die gewünschten Informationen mittels der ihr gegebenen sprachlichen Mittel transportieren, ist sie in der Lage eine flüssige, detaillierte und gehaltvolle Narration voranzutreiben (vgl. Witzel 2000: 3; Mey/Mruck 2010: 430)? Zusätzlich spielt sich im Interview die Begegnung zwischen zwei Menschen ab, die einander sofort auf Grund von „Ausstrahlung/Wirkung/Erscheinung“ zuordnen und sich zum Gegenüber positionieren, je nach dem welches Geschlecht, Alter, Aussehen etc. erkannt und sozial bewertet wird. Hierdurch kann die Neigung frei zu sprechen, auskunftsfreudig oder reserviert zu agieren, maßgeblich abgesteckt werden (vgl. Mey/Mruck 2010: 429; Friebertshäuser/Langer 2013: 450). Zur weiteren Beförderung eines mehrwertverspre-

chenden Interviews kann dem interviewten Individuum die Bedeutung seiner Person, seines Wissens als Experte klar vermittelt werden um ihn in eine positive Selbstwahrnehmung zu versetzen. Als Experte besitzt die Beobachtungseinheit, was der Forscher unbedingt benötigt, was die womöglich sonst wahrgenommene Untergeordnetheit auffängt und die Win-win-Situation in den Vordergrund rückt. Dabei zeichnet von zentraler Bedeutung, dass es um keine intellektuellen Standards oder kognitiven Maßstäbe geht, sondern die interviewte Person an sich den Expertenstatus generisch inne hat (vgl. Witzel 2000: 2, 3, 5; Lamnek 2010: 354f, 362; Friebertshäuser/Langer 2013: 442; Hopf 2013: 350). Das interviewende Individuum folgt nicht sklavisch einem strikten Leitfaden, es nutzt Anknüpfungspunkte in der Erzählung und veranlasst mithilfe dieser die Beobachtungseinheit in der intendierten Richtung ihre Narration fortzusetzen, wobei es vital für das Gelingen des Interviews zeichnet, dass deren sprachliche Bilder gewählt werden um die Authentizität der Erzählung nicht zu trüben (vgl. Witzel 2000: 3, 4; Lamnek 2010: 321, 362, 363; Mey/Mruck 2010: 430; Friebertshäuser/Langer 2013: 439, 442; Hopf 2013: 351). Der Leitfaden soll offen gestaltet sein, eine eingeschränkte Zahl an Fragen aufweisen, d.h. die zur Verfügung stehende Zeit realistisch bewerten, übersichtlich und gut handhabbar sein, sich am „„natürlichen“ Erinnerungs- oder Argumentationsfluss“ ausrichten, dürfe nicht abgelesen werden und sollte situative Eingaben des interviewten Individuums bevorzugen. Inwiefern mit Sätzen oder Stichpunkten operiert wird, bleibt den individuellen Vorlieben überlassen (vgl. Witzel 2000: 4; Mey/Mruck 2010: 430f; Friebertshäuser/Langer 2013: 439, 442). Als Fundament plädiert Helfferich für das SPSS (Sammeln, Prüfen, Sortieren, Subsumieren) Schema. Dabei wird eine Sammlung von möglichst vielen Fragen angestrebt, die anschließend hinsichtlich des „Vorwissens und der Offenheit“ komprimiert bzw. zugeschnitten werden. Im nächsten Schritt werden die gebliebenen Fragen temporal und nach Sinnkongruenz strukturiert, was final in der Subsumtion in „Erzählaufforderungen“ mündet (vgl. Lamnek 2010: 322; Mey/Mruck 2010: 430; Hopf 2013: 351, 358). Lamnek stellt in Anlehnung an Helfferich die folgenden Frageformen dar. Die Aufrechterhaltungsfragen, die wenig Gehalt bieten, aber versuchen das aktuell berichtete zu vertiefen bzw. die Narration voranzubringen. Steuerungsfragen sollen die Geschwindigkeit sowie die inhaltliche Richtung beeinflussen. Dabei adressieren immanente Fragen eine Ausführung bereits genannter Inhalte und exmanente versuchen das bis dato nicht berichtete zu

extrapolieren (vgl. Lamnek 2010: 363; Mey/Mruck 2010: 424, 425; Friebertshäuser/Langer 2013: 442f). In einem vierten Schritt können direkte Fragen gestellt werden, die im bisherigen Verlauf nicht bedient wurden. Es geht explizit um konkrete Fragen zu relevanten Komplexen des sozialen Phänomens, nicht um die Anregung einer weiteren inklusiven Erzählung. Vor diesen Abschnitten des qualitativen Interviews kann ein standardisierter Kurzfragebogen angesiedelt werden, der im Vorfeld der eigentlichen Interviewsituation die befragte Person auf das Thema einstimmt und die Fragen vorwegnimmt, die in einer reinen Frage-Antwort-Dialektik münden würden, was die später erhoffte flüssige Narration beeinträchtigen würde. Im besten Fall kann die interviewende Person direkt eine Antwort aufgreifen und in die spezifische Sondierung, die Witzel als eher deduktiv beschreibt, einsteigen(vgl. Witzel 2000: 2, 3, 4, 5, 6; Lamnek 2010: 334f; Mey/Mruck 2010: 425, 430; Friebertshäuser/Langer 2013: 442; Hopf 2013: 353, 356). Das Interview an sich eröffnet für gewöhnlich mit einer „Erzählaufforderung“, die zwar in Richtung des sozialen Phänomens lenkt, darüber hinaus aber keinerlei Restriktion vornimmt und die Beobachtungseinheit so zu einer ausgiebigen Narration motivieren will. Ein gleicher Modus Operandi zieht sich durch den gesamten Gesprächsverlauf. Die interviewende Person lässt die interviewte Person im Feld frei berichten, was zu „lebensnäheren Antworten“ beiträgt. Es wird versucht „den alltäglichen Bedeutungshorizont des Befragten in der Erhebungssituation zu aktualisieren“ (Lamnek 2010: 322, 361; Mey/Mruck 2010: 424; Hopf 2013: 356), weshalb es sich im Angesicht teilweise sensibler Themen in vielen Fällen um Einzelinterviews handelt. Dabei kann die Wahl der Lokalität durch die befragte Person bereits Interpretationsspielräume eröffnen. Wenn der Gesprächsfluss zum Erliegen kommt, rekurriert die interviewende Person auf Inhalte, die vorher durch die Beobachtungseinheit geschildert wurden und setzt somit gezielt Reize die Erzählung fortzusetzen. Dazu können bedacht angewendete Suggestivfragen dienen. Gleiches gilt für Kontradiktionen oder klärungsbedürftige Eingaben. Erst mittels bedachter Nachfragen in eine Richtung, die den Gesamterzählfluss nicht gefährden oder die Person an sich verunsichern, können Unklarheiten subtil thematisiert werden (vgl. Witzel 2000: 2f; Lamnek 2010: 310, 316, 322, 355, 362; Mey/Mruck 2010: 424, 431; Friebertshäuser/Langer 2013: 443; Hopf 2013: 356, 358). Dabei wird ein „ganzheitliches Bild“ generiert, welches sich in seiner Breite und Tiefe vom quantitativen Interview abhebt. Es wird vor diesem Hintergrund in Rechnung gestellt, dass

durch die geringe Prästrukturierung die Antworten auf den ersten Blick stark changieren, was durch das Axiom der „Bedeutungsäquivalenz“, „wonach für gleiche Bedeutungen durchaus unterschiedliche Reize und Bedingungen ausgegeben werden können“ (Lamnek 2010: 311), d.h. durch eine Normsetzung von Sinnattributionen, aufgefangen wird. Die skizzierte Offenheit verortet das qualitative Interview eher in explorativen Anwendungen und bei der Kondensierung von „Bezugssystemen der Befragten zu Beginn einer Untersuchung“ (vgl. Witzel 2000: 2; Lamnek 2010: 311f, 322). Der Mitschnitt des Interviews erfolgt in der Regel mit einem oder zwei akustischen Aufzeichnungsgeräten. Dabei können optische Eindrücke schwerlich erfasst respektive protokolliert werden. Deswegen gibt es Stimmen, die eine Videoaufzeichnung fordern, was derweil ungleich aufwendiger und diffiziler auszuwerten ist. Anzumerken bleibt, dass es zu Beginn des Interviews oft zu Irritationen wegen der Aufnahmegeräte kommt, was vor allem bei Videoaufzeichnungen einschlägig ist. Da die Natürlichkeit des Austausches hier deutlich leidet, liegt es an der interviewenden Person dies im Laufe des Interviews abzumildern. Es empfiehlt sich auf kleine unauffällige Geräte zurückzugreifen, die Funktionsweise sollte erläutert und eine anschließende Beschau des Aufzeichnungsgerätes eingeräumt werden (vgl. Witzel 2000: 4; Lamnek 210: 356, 359f; Mey/Mruck 2010: 431; Friebertshäuser/Langer 2013: 450; Merkens 2013: 286). Zur Interviewdauer können keine pauschalen Aussagen getroffen werden, bis auf die Tatsache, dass sie erheblich länger ausfallen als quantitative Befragungen und selbst im Sample extreme Schwankungen auftauchen können (vgl. Lamnek 2010: 323, 356). Die in der vorliegenden Untersuchung zum Einsatz kommende Methode des problemzentrierten Interviews fungiert als „Teil einer problemzentrierten Forschungstechnik“. Es strebt nach einer „möglichst unvoreingenommen Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Handlungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität.“ (Witzel 2000: 1) Hierbei werden verschiedene Methoden verquickt, wie „qualitatives Interview, Fallanalyse, biographische Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse.“ (Witzel 1985: 230; zitiert in Lamnek 2010: 332; vgl. Witzel 2000: 3) Intendiert wird die Beschau eines sozialen Phänomens, die „Problemzentrierung“, aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit einem Methodenmix. Wir haben uns auf das problemzentrierte Interview als „Einzelmethode“ fokussiert (vgl. Lamnek 2010: 332; Friebertshäuser/Langer 2013: 442). Das problemzentrierte Interview strebt zwar nach einer „Konzeptgenerierung“, jedoch wird analog auf ein exis-

tentes theoretisches Konzept zurückgegriffen, was im Verlauf des Forschungsgeschehens gegebenenfalls verändert werden kann. Es zeichnet sich ein iterativ-zyklischer Prozess im Umgang mit den erhobenen Daten ab. Sie werden fortwährend an der Forschungsfrage gespiegelt und wirken sich dabei hinsichtlich einer zunehmenden Reflektion aus, inwieweit zusätzliche Daten generiert werden müssen oder ob eine Sättigung eingetreten ist, was als „Prozessorientierung“ begriffen wird. Dafür bedient sich das problemzentrierte Interview eines Mixes aus Induktion und Deduktion, was als „Gegenstandsorientierung“ subsumiert wird. (vgl. Witzel 2000: 1f; Lamnek 2010: 332f; Friebertshäuser/Langer 2013: 442). Das Spezifikum liegt folglich darin, dass die forschende Person über ein theoretisches Vorwissen verfügt und nicht als Tabula Rasa auf das soziale Phänomen zugeht (vgl. Lamnek 2010: 333). Aus den gesammelten Informationen wird eine Systematik synthetisiert, die zur Beantwortung der Forschungsfrage hilfreich scheint. Getragen wird diese Herangehensweise von der Annahme, dass die forschende Person faktisch nie als leere Tafel auf das soziale Phänomen trifft, d.h. wenn Eindrücke oder Vorstellung bestehen, sollten sie lieber theoretisch fundiert und bewusst sein. So können sie einen Mehrwert erzielen und bahnen sich ihren Weg an die Oberfläche des Erlaubten (vgl. Witzel 2000: 2; Lamnek 2010: 333). Wie die Bezeichnung nahe legt, rückt das problemzentrierte Interview ein gesellschaftlich bedeutsames soziales Phänomen ins Zentrum des Interesses (vgl. Witzel 2000: 3). Das „Erzählprinzip“ im Interview konturiert sich wie folgt: „Die Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit bleibt dem Befragten allein überlassen. Mit den völlig offenen Fragen wird lediglich der interessierend Problembereich eingegrenzt und ein erzählgenerierender Stimulus angeboten.“ (Lamnek 2010: 333; vgl. Witzel 2000: 5; Lamnek 2010: 362f; Friebertshäuser/Langer 2013: 440f) Dabei kommt es zu der Ambivalenz das theoretische Fundament nutzen zu wollen und gleichermaßen der interviewten Person alle Freiheiten einzuräumen, eben auch die Freiheit das eigene theoretische Vorwissen zu falsifizieren (vgl. Witzel 2010: 2; Lamnek 2010: 333). Witzel charakterisiert das problemzentrierte Interview vor diesem Hintergrund als „diskursiv-dialogisches Verfahren“ (Witzel 2000: 5; zitiert nach Mey 1999: 145) in dem sowohl der interviewten als auch der interviewenden Person Rückfragen, die Selbstreflektion und Korrektur des bereits gesagtem explizit erlaubt sind und den Erkenntnisgewinn eher vorantreiben denn restringieren (vgl. Witzel 2000: 5). So ergaben die im Verlauf der Untersuchung geführten Interviews, dass nicht alle Voran-

nahmen zutrafen und eröffneten in einigen Fällen signifikant abweichende Informationen. Auf Grund der Hoffnung solche Synergien freisetzen zu können, entschied sich die Gruppe für das Problemzentrierte Interview. Man wollte nicht ohne jedes Vorwissen in die Interviews gehen und dennoch in der Lage sein auf die Informationen der interviewten Person zu reagieren und diese im Nachklang nutzen zu können ohne das Forschungsdesign regelmäßig in seinen Grundfesten erneuern zu müssen. Zu Beginn eines Interviews erfolgt die Einleitung, die die „erzählende Gesprächsstruktur“ und den Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit, der thematisiert wird, nochmals pointiert. Daran knüpft die allgemeine Sondierung an, die Witzel als eher induktiv skizziert, hier bietet der Interviewer ein „Erzählbeispiel“, welches im besten Fall aus der Alltagswelt der Beobachtungseinheit entlehnt wird, was zu detaillierten Aussagen führen und mögliche Vorbehalte oder Hemmschwellen abschwächen soll. In der nun folgenden spezifischen Sondierung, „versucht der Interviewer, verständnisgenerierend die Erzählsequenzen und Darstellungsvarianten des Befragten nachzuvollziehen“ (vgl. Witzel 2000: 2f, 5, 6; Lamnek 2010: 334, 362f; Mey/Mruck 2010: 425, 430). Um dieser Maxime gerecht zu werden, stehen ihm drei Optionen zur Verfügung. In der Zurückspiegelung präsentiert die interviewende Person der Interviewten die eigene Interpretation des vorab durch sie geäußerten und reicht ihr somit die Hand eine Korrektur, Modifikation oder Erweiterung des Perzipationsprozesses vorzunehmen. Witzel spricht hier von „Ad-hoc-Fragen“, die abgebildet werden sollen um eine Komparation der Interviews garantieren zu können. Sie thematisieren vornehmlich offene Punkte aus dem Leitfaden, die nicht ausreichend, widersprüchlich bzw. überhaupt nicht aufgegriffen wurden (vgl. Witzel 2000: 5, 6; Lamnek 2010: 334, 362f; Mey/Mruck 2010: 425; Friebertshäuser/Langer 2013: 443). Als drittes Behelfsmittel bleibt die Konfrontation, die es ermöglicht strukturelle Brüche, inhaltliche Ungereimtheiten oder Erklärungsbedürftiges aufzuzeigen. Dieses Mittel muss jedoch mit Bedacht eingesetzt werden, v.a. wenn auf substantielle Kontradiktionen in der Narration hingewiesen wird, kann dies die Erzählbereitschaft nachhaltig trüben. So gilt fortwährend der Imperativ sich in die Beobachtungseinheit hineinzuversetzen und den Erfolg des Interviews nicht durch zu große Starrheit zu gefährden (vgl. Witzel 2000: 2, 3, 6; Lamnek 2010: 334; Mey/Mruck 2010: 425; Friebertshäuser/Langer 2013: 443). Das problemzentrierte Interview wendet vier Techniken der Datensammlung an. Zu Beginn wird ein Kurzfragebogen, bei dem „Datenerhebung und -erfassung“ zusammen-

fallen, ausgefüllt. Als zweites nutzt das problemzentrierte Interview die leitfadenbasierte Befragung. Ein drittes Vehikel bildet das Tonband, welches später in der Transkriptionsphase die Basis für die weitere Arbeit mit dem Material setzt (vgl. Witzel 2000: 4; Lamnek 2010: 335, 356; Mey/Mruck 2010: 425, 430, 431; Friebertshäuser/Langer 2013: 439, 442). Diese Datenerfassung verhindert die subjektiv-selektive Verzerrung des Interviews, würde sich die interviewende Person allein auf ihr Gedächtnis berufen. Abschließend sollte nach jedem Interview ein Postskript angefertigt werden, „was Angaben über den Inhalt der Gespräche, die vor dem Einschalten und nach dem Abschalten des Tonbandgerätes geführt worden sind, - falls erforderlich – über die Rahmenbedingungen des Interviews sowie über verbale Reaktionen (Gestik, Mimik, Motorik etc.) des Befragten." (Lamnek 2010: 335; vgl. Witzel 2000: 4; Mey/Mruck 2010: 424, 431; Friebertshäuser/Langer 2013: 442, 450) Durch die formale Beendigung der Künstlichkeit Interview begibt sich die befragte Person nun in eine echte Privatheit, in der nochmals bedeutsame oder gehaltvolle Aussagen erfolgen können. Spielt sich das Interview beispielhalber im privaten oder persönlichen Bereich ab, könnten Informationen zur Wohnungsgestaltung, der Lage und dem sozio-kulturellen Umfeld den Gehalt des eigentlichen Interviews anreichern. Zusätzlich können „prägnante Charakterzüge, die Reaktionen und Dispositionen, […] und andere äußerliche Kennzeichen des Gesprächspartners zur Befragungssituation und gegenüber dem Interviewer" (Lamnek 2010: 357) notiert werden, ebenso wie Störungen oder Ablenkungen während des Gespräches (vgl. Lamnek 2010: 354, 356f). Darüber hinaus muss die Wortwahl im gesamten Text und in einzelnen Passagenreflektiert werden, die Aufschluss gibt, ob das interviewte Individuum in erwünschter Weise authentisch berichtet oder eine für sie in diesem Zusammenhang ungewöhnliche Sprache wählt. Was darauf hindeuten könnte, dass im Interview eine Bewältigungsstrategie verfolgt wurde oder, dass die interviewende Person die Natürlichkeit der Situation negativ beeinflusste (vgl. Lamnek 2010: 336; Hopf 2013: 350). Vor dem Hintergrund der sehr sensiblen Informationen, die aus jedem qualitativen Interview hervorgehen und des Charakteristikum als „identifizierbarer Einzelfall" zu erscheinen, anders als beim quantitativen Pendant, bilden die Zusicherung von Diskretion und Anonymisierung den Nährboden einer vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre (vgl. Witzel 2000: 5; Lamnek 2010: 352). Nicht eindeutig scheint, inwieweit dem Interviewten die Zielsetzung der Untersuchung bekanntgegeben werden sollte,

um die Gefahr von „Self-fulfilling Prophecies bzw. Self-destroying Prophecies“ zu vermeiden (vgl. Lamnek 2010: 364). Häufige Fehler, die insbesondere ungeübten und damit eventuell aufgeregten interviewenden Individuen unterlaufen, wären ein zu dominantes Führen des Gespräches, d.h. eine frequente Nutzung von Suggestivfragen oder Interpretationsofferten an die interviewte Person oder „die Häufung von bewertenden und kommentierenden Aussagen, meist unterstützend gemeint, aber eben doch lenkend und gegebenenfalls störend“. (Hopf 2013: 359; vgl. Friebertshäuser/Langer 2013: 440) Darüber hinaus mangelt es mitunter an der Geduld hinreichend Gehör zu schenken und der Fähigkeit aus dem Gesagten die Anknüpfungspunkte für spätere Präzisierungsfragen zu identifizieren. Ähnliches gilt für den Leitfaden, der stets ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt wird um den Erfüllungsgrad zu prüfen, was Hopf als „Leitfadenbürokratie“ versinnbildlicht. Ebenso kann er als Reglementierung des Gegenüber und der eigenen Fragen fungieren, wenn die Tiefe der Antworten im Angesicht des Zwanges zur Abarbeitung des Leitfadens beschnitten wird. Gleichfalls kann der Leitfaden den Fokus so stark kanalisieren, dass fruchtbare Aussagen jenseits der ex ante konzipierten Fragemodule vernachlässigt, nicht weiter verfolgt oder gar kommunikativ beendet werden (vgl. Friebertshäuser/Langer 2013: 439, 440; Hopf 2013: 359).

4. Auswertungsmethoden und Methodenrahmen II

Im Rahmen der Auswertung unseres Projektes mit der Leitfrage „Wie beeinflussen Erfahrungen im Alltag das Handeln, Auftreten und Selbstperzeption von Trans*personen?“ beschäftigten wir uns insbesondere mit der Inhaltlich Strukturierenden Qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz. Diese bildet den Kern unserer Auswertungsmethode.

Im Folgenden wird diese Methode näher beschrieben und bezüglich des Forschungsprojekts reflektiert. Darauf folgen die Gütekriterien und ihre jeweiligen Erläuterungen in Verbindung mit dem Projekt. Im Anschluss werden Forschungsethische Aspekte in Bezug auf die Studie erläutert.

4.1. Methoden der Datenanalyse

4.1.1. Transkription

Das Transkript befindet sich an der Schnittstelle zwischen den Erhebungsmethoden (Siehe 3. im Gruppenbericht, Kurs 4, Gruppe T) und den Auswertungsmethoden. Da es aber eng mit dem Codierungsprozess verbunden ist, wird das Transkribieren im Abschnitt der Auswertungsmethoden beschrieben.

Im Transkribierpozess hat jedes Gruppenmitglied die eigenen Interviews in Alleinarbeit bearbeitet. Zur Hilfe wurde hier das von Frau Dr. Rust bereitgestellte und empfohlene Programm „F4“ benutzt. Transkribiert wurde nach den Regeln des vereinfachten Transkriptionssystems von Dresing und Pehl (2011). Demnach wurde wörtlich, nicht lautsprachlich transkribiert, Wortverschleifungen wurden an das Schriftdeutsch angepasst, Syntaxfehler im Satzbau jedoch beibehalten. Der Interviewer wurde im Transkript mit „I:“ gekennzeichnet, der Befragte mit „B:“. Zudem wurde jedem Absatz eine Zeitmarke zugeschrieben, um die jeweilige Stelle im Interview-Audio wiederzufinden. Diese Transkriptionsregeln eigneten sich besonders gut für das Projekt, da der Projektzeitraum kurz gehalten war und die Regeln nach Dresing und Pehl durch ihre Überschaubarkeit maximale Transkriptqualität in kurzer Zeit ermöglichten. Als einzige Änderung, die bei dieser Methode von Seiten der Projektgruppe vorgenommen wurde, wurden Stottern, Satz- oder Wortbrüche Mittranskribiert. Hiervon wird im Methodendesign von Dresing und Pehl abgeraten (vgl. Dresing/Pehl 2011). Zuwider dieser Empfehlung zu handeln war insofern wichtig, als dass so die emotionale Komponente der Interviews besser für die anderen Gruppenmitglieder ersichtlich war, die nicht am Interview teilgenommen hatten.

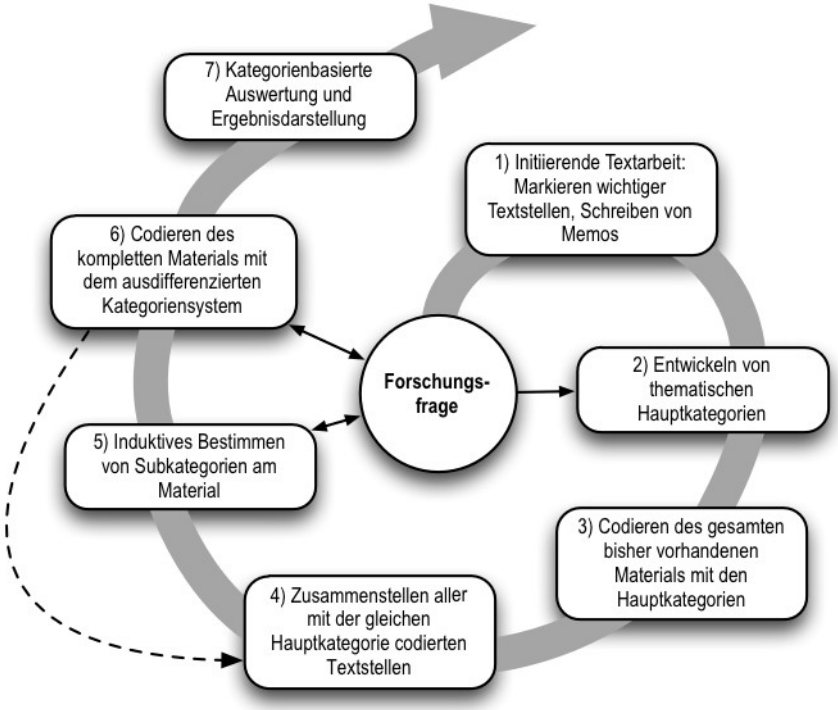
Im Rahmen der Datenschutzerklärung, der wir uns verpflichtet haben, wurden alle Daten, die auf die befragte Person hindeuten könnten, im Transkript anonymisiert. Zwei befragte Personen verzichteten explizit auf die Anonymisierung ihrer Daten, diesem Wunsch leisteten wir Folge und änderten die jeweiligen Transkripte dementsprechend nicht.

Zu den Transkripten gehörten jeweils ein von der befragten Person ausgefüllter Kurzfragebogen und ein von der interviewenden Person ausgefülltes Postscript. Transkript, Kurzfragebogen und Postscript in digitalisierter Form bieten die Grundlage für den nächsten Auswertungsschritt.

4.1.2. Inhaltlich Strukturierende qualitative Datenanalyse nach Kuckartz

Um die Transkriptionen auswerten zu können, bedienten wir uns der computergestützten inhaltlich strukturierenden qualitativen Datenanalyse nach Kuckartz (vgl. Grunenberg/Kuckartz 2013: 501ff, Kuckartz 2016: 97ff). Damit wir diese Datenanalyse möglichst ertragreich durchführen zu konnten, wurde im Rahmen des Kurses eine Schulung und Demolizenz für das Programm MAXQDA von der Leibniz Universität Hannover zur Verfügung gestellt.

Die Datenanalyse nach Kuckartz wird von ihm in der folgenden Grafik veranschaulicht.



(Abbildung 1, Inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse, Kukartz 2016: 100)

Die Transkripte wurden zu Beginn der Datenanalyse von den jeweiligen Gruppenmitgliedern gesichtet, auf wichtige Punkte untersucht und Überblicke über die eigenen Transkripte gewonnen (vgl. Abb 1).
Nach diesem ersten Schritt haben sich die Mitglieder der Gruppe auf ein Hauptcodesystem von 13 Hauptkategorien für die QDA-software geeinigt. Diese Kategorien wurden thematisch größtenteils vom Leitfaden, der auch für die Erhebung genutzt wurde, hergeleitet. Aufgrund der Vielzahl unserer Transkripte war das Verwenden einer computergestützten Analyse- und Codiermethode absolut unabdingbar.

Jedes Mitglied der Gruppe codierte die eigenen Transkripte Zeile für Zeile mit den besprochenen deduktiven Hauptkategorien und erarbeitete in selbstständiger Arbeit induktive Subkategorien, die die Individualcodierung bildeten. Wichtig für die Individualcodierung waren das Erfassen von Sinneinheiten, das Codieren im Rahmen von Kontext und das Codieren des gesamten Textes. Das Mehrfachcodieren von Textstellen wurde innerhalb der Gruppe ermutigt.
Die induktive Codierung von jedem Mitglied erst einmal allein durchführen zu lassen führte dazu, dass sich die Individualcodierungen voneinander unterschieden. Somit hatten wir eine Basis für das Ausdifferenzieren der wirklich nützlichen Kategorien, ihrer Definitionen und zum Verbessern der allgemeinen Präzision der Codierung. Diese Vorgehensweise musste in unserem Fall das Konsensuelle Codieren ersetzen, da es sich hierbei um die ersten Codierungen der Gruppenmitglieder handelte und das Konsensuelle Codieren einen gewissen Grad an Erfahrung braucht. Zudem wäre hier wieder ein Zeitproblem entstanden, wenn sich die Gruppenmitglieder stets über Meinungsverschiedenheiten in den Codierungen hätten austauschen müssen.

Die Individualcodierungen wurden in Baumstruktur von den einzelnen Mitgliedern festgehalten und dann in der Gruppe diskutiert. Die Codes in Baumstruktur festzuhalten, bot sich besonders aufgrund der Themenorientierung unseres Projekts an und ermöglichte uns am besten den Überblick.

Diese von uns verfolgte Methode der Codierung war insofern sinnvoll, als dass so jedes Mitglied ein eigenes Gefühl für den Codierprozess und die Erstellung von indukti-

ven Kategorien entwickeln konnte, bevor der Kategoriebaum in der Gruppe besprochen und vereinheitlicht wurde.

Ein weiterer Vorteil der inhaltlich strukturierenden qualitativen Datenanalyse ist das intensive Ausarbeiten und Verteilen von Kategorien, die das Bearbeiten der bestimmten Faktoren in Bezug auf unsere Fragestellung erleichtern, ohne einen zu großen Zeitaufwand zu beanspruchen. Im Gegensatz zur Objektiven Hermeneutik, zum Beispiel, wurde hier nicht jedes Satzsegment auf seine Bedeutung analysiert, sondern die Codierung von Sinneinheiten vorgenommen. Zwar wäre der Einsatz von Objektiver Hermeneutik auf der einen Seite mit hoher Wahrscheinlichkeit ertragreicher gewesen, wäre aber auf der anderen Seite erheblich außerhalb unseres Zeitrahmens gewesen. Auch durch das erforderte Zusammenarbeiten der Gruppenmitglieder wäre diese Methode mit sehr viel mehr Aufwand verbunden, die wir im Rahmen einer Studienveranstaltung nicht hätten leisten können.

Das Codieren in Kategorien ermöglichte es uns, die Thematiken zu kontrastieren und Gemeinsamkeiten oder Unterschiede in den verschiedenen Interviews festzustellen und diese in Bezug auf unsere Fragestellung anzuwenden. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Interviews stellen in dieser kategoriebezogenen Auswertungsmethode den Vorteil dar. Das Vernachlässigen von individuellen Gesichtspunkten der einzelnen Transkripte wäre als Nachteil anzusehen, der sich auf unser Projekt aber nicht sehr stark auswirkt, da das Vergleichen von kategorischen Aussagen der Befragten absolut im Sinne der Forschungsfrage ist.

Der selbständige Codierzeitraum war auf zwei Wochen festgelegt und die Arbeit der einzelnen Gruppenmitglieder verlief problemlos.

4.1.2.1. Abweichungen zur Datenanalyse nach Kuckartz

Die stärkste Abweichung von Kuckartz' Methodenablauf zeigte sich in dem Erstellen einer Individualcodierung bevor sich auf eine einheitliche Codierung geeinigt wurde. Beziehen wir diese Abweichung auf Abbildung 1, existiert zwischen dem fünften und dem sechsten Punkt in der Abfolge die Vereinheitlichung und Diskussion des Grup-

pencodebaums. Hier setzt also in unserem Projekt eine Art Wiederholung der Schritte zwei bis fünf, also der induktiven Bildung von Kategorien bzw. Subkategorien und des Codierprozesses ein. Diesen Vorgang haben wir mit der Diskussion des Gruppencodewortbaums in der zweiten QDA-Schulung eingeleitet. Wie bereits erwähnt war dieser Schritt sinnvoll, um innerhalb unserer Möglichkeiten eine möglichst hohe inter-coder Reliabilität zu gewährleisten.

Eine weitere Abweichung besteht darin, dass Kuckartz vom Bilden induktiver Hauptkategorien abrät, wir uns diese Möglichkeit in unserem Projekt aber trotzdem offen gehalten haben (vgl. Kuckartz 2016: 101, 106). Des Weiteren rät Kuckartz davon ab Subkategorien weiter als in die dritte Ebene zu bilden. Im Rahmen unseres Projekts benötigten wir jedoch etwas mehr Tiefe und erlaubten uns das Erstellen von Subcodes bis in die fünfte Ebene.

4.1.2.2. Gruppencodierung

Da das Erstellen eines Gruppencodewortbaums in dieser Form einen Schwerpunkt in unserer Auswertung bildet, wird dieser Vorgang hier noch einmal rekapituliert. Wie bereits erwähnt, wurde der Gruppencodewortbaum zu größten Teilen in der zweiten, von der Universität gestellten, QDA-Schulung erstellt. Zu diesem Zeitpunkt waren alle Mitglieder der Gruppe durch ihre Individualcodierungen, die aus zwei codierten Transkripten bestand, Experten über ihre eigenen Interviews und dieses Expertenwissen suchten wir in einem einheitlichen Codewortbaum zusammenzufassen, um die einzelnen Interviews in diesen Kategorien gezielt kontrastieren zu können.

Im ersten Schritt besprachen wir unsere Individuellen Codiererfahrungen. Hierbei stellte sich heraus, dass das vorherige Erstellen von deduktiven Hauptkategorien nicht so sinnvoll war, wie wir es uns als Gruppe erhofft hatten. Mehrere Mitglieder berichteten sich in ihren Codiermöglichkeiten eingeschränkt gefühlt zu haben. Außerdem wurde der Mangel an Definitionen und die Überschneidungen verschiedener Hauptkategorien bemängelt.

Im Weiteren besprachen wir die Behandlung der einzelnen Hauptkategorien in Bezug auf Codiererfahrung, Codierumfang und Subcodierung. Wir fanden dabei heraus, dass alle Codierungen einen starken Schwerpunkt auf der Hauptkategorie „03.00 Outing“ gelegt hatten. Diese Hauptkategorie wurde bei allen in die Subkategorien „03.02 Inneres Outing“ und „03.01 Äußeres Outing“ unterteilt, somit haben wir diese Einteilung beibehalten und lediglich verfeinert. Der Subcode „03.02 Inneres Outing“ wurde von vielen Mitgliedern als Deckungsgleich mit dem bereits bestehenden Hauptcode „Individueller Prozess“ empfunden, weswegen wir den Hauptcode auflösten und seine wichtigsten Aspekte in den Subcode „03.02 Inneres Outing“ verlegten. Zum Punkt „03.02.02 Findungsphase“ zählten wir explizit auch vorherige Identifizierungen als sexuelle Minderheiten.

Ein weiterer Schwerpunkt in den Codierungen lag auf dem Bereich des Berufslebens. Dementsprechend erstellten wir hier eine induktive Hauptkategorie mit dem Titel „04.00 Tätigkeit“, welchen wir in die Felder „04.03 Schule“, „04.02 Uni“ und „04.01 Beruf“ enteilten. Besonders wichtig für das Leben im Beruf war hierbei die Verbindung der Trans*identität und des Berufslebens. Unter dem Coding „04.01.02 Vereinbarkeit Beruf und Trans*leben“ sammelten wir besonders Probleme in der Arbeitsausübung und eventuelle Probleme in der Arbeitssuche. Um die Trennschärfe der Codings beizubehalten, setzten wir Memos ein, in denen wir Definitionen und Intentionen zu den speziellen Codes festhielten.

Wir trennten gewisse Sphären explizit, so wie „03.00 Outing“ und „06.00 Soziales Umfeld“, und „08.00 Heteronormativität“ und „09.00 Diskriminierung“. Gerade im Bereich der Heteronormativität und der Diskriminierung war es wichtig die Größe der verschiedenen Variablen klar zu trennen. So handelt es sich bei „09.00 Diskriminierung“ um konkrete Erfahrungen auf einer individuellen Ebene, „08.00 Heteronormativität“ hingegen beschreibt eine systematische Diskriminierung oder Beeinträchtigung auf einer gesellschaftlichen Ebene. Aus diesem Grund haben wir auch Fragen zum Rechtssystem unter dem Gesichtspunkt „Heteronormativität“ eingeordnet.

Was alle Gruppenmitglieder nach der Erhebung stark überraschte, war, dass wir die Unterstützung nach dem Outing immens unterschätzt hatten. Dementsprechend wurde der Unterstützung ein eigener Subcode „06.01 Unterstützung“ zugesprochen.

Nach Absprache des Gruppencodebaums nahmen wir die Codierungen vor. Hierbei codierte jedes Gruppenmitglied ein eigenes Interview und das eines anderen Gruppenmitgliedes. Wir gingen hier im „Staffellauf-verfahren“ vor. Das bedeutet, dass die Codierung der Interviews nach und nach durch Weitergabe einer einzigen QDA-Datei erfolgte. Hier ergaben sich zum Teil kleine Verschiebungen im geplanten Verlauf, die sich aber auf das Einhalten der Abgabefristen nicht auswirkten.

Der Prozess der Gruppencodierung lief zu großen Teilen reibungslos. Wir stellten jedoch fest, dass es ein Interview gab, das nur schwer in den von uns erstellten Codewortbaum zu integrieren war. Viele Kategoriedefinitionen waren hier nicht zureichend deckungsgleich mit den Inhalten des Interviews. Es wurden kurzfristig neue Kategorien erstellt, die wir jedoch schnell wieder verwarfen, da kein anderes Interview diese Kategorien ausreichend hätte nutzen können und wir dieses, besondere, Interview damit inhaltlich isoliert hätten. Wir diskutierten das Thema in der Gruppe und einigten uns darauf, trotz unzureichender Deckung die Transkriptstellen trotzdem den vorhandenen Kategorien zuzuordnen. Die einzelnen Themenbereiche, die am passendsten für die jeweiligen Textstellen waren, wurden in der Gruppe besprochen.

Zum Schluss wurde jedes Gruppenmitglied gebeten, eine kurze Zusammenfassung ihrer Interviews in Bezug auf die Fragestellung zu schreiben, um eine gewisse Übersicht in den Prozess der Auswertung zu bringen.

4.2. Gütekriterien

Grundsätzlich ist das genaue Abbilden der Realität, auch durch die Forschung, unmöglich, da uns Konzepte und Begriffe in diesem Vorhaben einschränken (vgl. Lamnek 2010: 130). Trotzdem sollen Gütekriterien in der Forschung sicherstellen, dass unsere Abbildungen dennoch so nah an der „Wahrheit“ sind, wie möglich.

Gütekriterien gelten als „indirekte Entscheidungshilfe für die Beurteilung bestimmter theoretischer Annahmen“ (Lamnek 2010: 128). Ihre Kontrolle liefert Aussagen über Haltbarkeit und Wahrheitsgehalt von Behauptungen, die in der Forschung gemacht werden (vgl. Lamnek 2010: 129). Die Gütekriterien Objektivität, Reliabilität und Validität stehen für die quantitative Forschung fest, sind bereits gut bewährt und gelten als die klassischen Gütekriterien. Da die qualitative Sozialforschung aber nicht standardisiert ist und andere Ziele verfolgt, ist eine Gütekontrolle hier umso schwieriger. Gütekriterien sind aber wiederum nicht minder wichtig, um zu beurteilen, ob die vorliegende Forschungsarbeit unwissenschaftlich sein könnte (vgl. Lamnek 2010: 130). Das führt dazu, dass sich die Frage stellt, wie man qualitative Forschung nun bewerten soll. Hierzu gibt es mehrere Ansätze: Die Reformulierung der traditionellen, quantitativen Gütekriterien, die Entwicklung neuer Kriterien oder das Verwerfen jeglicher Gütekriterien und die Frage nach ihrem Nutzen (vgl. Flick 2014: 89). Letzteres wird jedoch kaum eine fruchtbare Richtung einschlagen und hier nicht weiter verfolgt.

Im Folgenden wird auf die Anwendung der traditionellen Gütekriterien in der qualitativen Forschung eingegangen. Danach wird der Forschungsprozess auf die Gütekriterien von Mayring reflektiert, wobei stets Bezug zu den klassischen Kriterien genommen wird.

4.2.1. Traditionelle Gütekriterien

Im zeitgenössischen Diskurs über Gütekriterien der qualitativen Forschung zeigen sich zwei Möglichkeiten als besonders einleuchtend: Die der Reformulierung der traditionellen Kriterien und eine Bildung neuer Kriterien nach Mayring (2002, 2016).

Auf den ersten Blick ergibt es Sinn, die Gütekriterien der quantitativen Forschung auf die qualitative Forschung zu beziehen. Immerhin sind Gültigkeit, Zuverlässigkeit und Objektivität Ideale, die auch im Hinblick auf qualitative Forschung durchaus erstrebenswert sind. Leider lassen sich diese Kriterien teils nur schwer von der standardisierten Forschung auf die meist offene und flexible Forschung im qualitativen Bereich anwenden.

Dies wird besonders durch das Kriterium der Objektivität klar, die in der qualitativen Forschung nicht erstrebenswert ist, da verallgemeinerbare Aussagen nur selten gefragt sind. Die qualitative Forschung sucht eher nach den verschiedenen subjektiven Wahrnehmungen der sozialen Realität als nach 'der einen Wahrheit', was den Begriff der Objektivität schwierig macht (vgl. Lamnek 2010: 158). Um trotzdem ein Maß an Neutralität zu vermitteln, sollte die Forschung stimmig sein. Hier wird zwischen innerer Stimmigkeit (Sind Daten und Ergebnisse konsistent mit der Interpretation der Daten?) und äußerer Stimmigkeit (Passen die Daten in anderweitig bereits erarbeitete Untersuchungsergebnisse?) unterschieden (vgl. Lamnek 2010: 156), wobei die innere Stimmigkeit als wesentlich wichtiger empfunden wird als die äußere (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 277). Auch durch das Arbeiten in einer Gruppe lässt sich Intersubjektivität gut gewährleisten, da viele Perspektiven aufeinander treffen und unplausible Interpretationen aussortiert werden können (vgl. Lamnek 2010: 158). Um die Objektivität der Forschung weiter zu steigern, müsste man zu eher standardisierten Methoden greifen, dies würde jedoch dem Sinn qualitativen Forschung in so manchem Aspekt widersprechen (vgl. Lamnek 2010: 159).

Reliabilität ist die Frage, ob andere Forschende zu einem anderen Zeitpunkt mit anderen Teilnehmern zum selben Ergebnis kommen würde (vgl. Cropley 2005: 29). Sie wirkt oft entgegen der 'Nähe zum Gegenstand' und ist generell eher hinderlich in der qualitativen Forschung, obwohl sie trotzdem angestrebt wird (vgl. Lamnek 2010: 151f). Reliabilität wird oft mit Wiederholbarkeit gleichgesetzt. Durch die schwer kontrollierbaren Kontextbedingungen in der qualitativen Forschung, die meist im Feld stattfindet, ist das Erreichen gleicher Ergebnisse mit anderen Teilnehmern zu anderen Zeitpunkten im seltensten Fall gegeben (vgl. Lamnek 2010: 154), besonders da es sich meistens um flexible soziale Phänomene handelt. In gewisser Weise kann das gleiche Ergebnis einer Messung in der qualitativen Forschung sogar darauf hinweisen, dass die Reliabilität nicht vorhanden ist („Quichotische Reliabilität“) (Flick 2014: 489). Flick (2014) befürwortet sogar einen eher niedrigen Stand der Reliabilität im quantitativen Sinne. Um dennoch einen gewissen Grad an Reliabilität zu gewährleisten, muss manchmal der Kompromiss der relativen Standardisierung der Aufzeichnungen eingegangen werden (vgl. Flick 2014: 190).

Die Validität ist in der qualitativen Forschung im Regelfall höher als in der quantitativen Forschung, da es einen Kommunikationsprozess gibt und Missverständnisse oder Fragen geklärt und besprochen werden können, außerdem bekommen Extremfälle das ihnen angemessene Gewicht (vgl. Lamnek 2010: 144). Demnach geht das Kriterium der Validität in der nicht-standardisierten Forschung von einem Messcharakter in eine kommunikative Interpretation über (vgl. Lamnek 2010: 148). Flick (2014) stellt drei Fehlertypen der Validität auf: (1) Ein Konzept o. ä. Sehen, wo es nicht zutrifft, (2) Ein Konzept o. ä. nicht sehen, wo es zutrifft, (3) Falsche Fragen stellen. Es stellt sich also bei dem Kriterium der Validität die Frage, inwiefern die Interpretationen und Annahmen des Forschenden in den Konstruktionen der befragten begründet sind und inwiefern andere Forschende oder Interpretierende diese Annahmen nachvollziehen und rekonstruieren können (vgl. Flick 2014: 193), wobei auch die Validität der Aussagen in der Interviewsituation zu beachten sind (vgl. Flick 2014: 494). Interne Validität wird oft als nicht so wichtig erachtet, da es eher um das Beschreiben als das erklären geht (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 278). Sie stellt sicher, dass der Zusammenhang zwischen den geprüften Variablen auch wirklich besteht und nicht voreilig vermutet wird (vgl. Cropley 2005: 29). Externe Validität, im Sinne der Verallgemeinerung der Daten, ist oft nicht das Ziel von qualitativen Untersuchungen und durch meist eher kleine Fallzahlen auch nicht möglich (vgl. Hussy/Schreier/Echterhoff 2013: 277). Im Rahmen von Anwendung auf andere Situationen findet die externe Validität jedoch trotzdem ihre Anwendung, da der Forschungsgegenstand in seinem natürlichen Umfeld untersucht wird.

Die qualitative Forschung widmet sich mehr der Generierung von Theorien als ihrer Überprüfung (vgl. Lamnek 2010: 143), deswegen ergeben andere Gütekriterien Sinn. Während dabei Gefährdung der Güte in den quantitativen Methoden in der Erhebung steckt, finden sich diese Gefahren in der qualitativen Forschung eher im Auswertungsprozess wieder (vgl. Lamnek 2010: 133). Traditionelle Gütekriterien sind besonders deswegen schwer anzuwenden, da qualitative Forschung flexibler und offener ist und die Kriterien auf den standardisierten Prozess angepasst sind. Qualitative Gütekriterien sollten sich nach Lamnek (2010) von traditionellen Gütekriterien lösen, sich andererseits aber auf sie beziehen. Diese Anforderungen werden von Mayring (2002,2016) getroffen, der neue Gütekriterien für das qualitative Methodenfeld ent-

worfen hat. Validität ist das wichtigste Gütekriterium der qualitativen Forschung (vgl. Lamnek 2010: 159), dies spiegelt sich auch in diesen Gütekriterien wieder.

4.2.2. Umsetzung der Gütekriterien nach Mayring

Wir haben es hier mit sechs Gütekriterien (vgl. Mayring 2016: 144ff) zu tun, die nun der Reihe nach aufgeschlüsselt und auf das Projekt reflektiert werden.

Zu Beginn steht das Kriterium der Verfahrensdokumentation. Es ist nötig, um die nicht standardisierte Forschung festzuhalten und sie für andere Forschende nachvollziehbar zu machen. In Bezug auf die traditionellen Kriterien finden wir hier Aspekte der Validierung (Prozeduale Validierung, vgl. Lamnek, 2010: 141), der Reliabilität (Prozeduale Reliabilität, vgl. Flick, 2014: 492) und der Objektivität wieder. Denn durch die genaue und innerhalb der Gruppe einheitliche Dokumentation lässt sich die Güte der Forschung erahnen. Die Verfahrensdokumentation wurde in der vorliegenden Studie besonders durch Vereinheitlichung von Dokumentationsverfahren (Wie Interview- und QDAschulungen, Transkriptionsregeln, Pretetsts und klare Interviewregeln) und der ausführlichen Wiedergabe der Abläufe in diesem Forschungsbericht gewährleistet.

Die argumentative Interpretationsabsicherung liegt nach der Verfahrensdokumentation nahe, da sie das Abbilden von Gedankengängen und Argumentationsstrukturen, nicht nur für die Interpretation von Ergebnissen, sondern auch für die Wahl von Methoden und anderen Entscheidungen beinhaltet. Auch sie trägt zur Objektivität bei und lässt sich als „Argumentative Validierung“ in Lamneks (2010) reformulierten, klassischen Gütekriterien finden. Einer der Hauptpunkte dieses Gütekriteriums ist es der Forschung die vermeintliche Willkür zu nehmen. Um unsere Gruppen internen Argumentationsvorgänge festhalten zu können, haben wir auf der Organisationsplattform der Universität ein Wiki angelegt, in dem regelmäßig Inhalte festgehalten wurden, um später für den Forschungsbericht abgerufen werden zu können.

Auch wenn die qualitative Forschung nicht standardisiert ist, ist Regelgeleitetheit ein weiteres Gütekriterium. Sie spielt in den Prozess der Validierung (Prozeduale validie-

rung, vgl. Lamnek 2010: 141) hinein, in dem das systematische Arbeiten und das Nutzen von wissenschaftlichen Verfahren gefordert wird. Es geht hier nicht ausschließlich darum, die Verfahren bis ins kleinste Detail zu verfolgen, sondern darum durch sie einen festen und nachvollziehbaren Rahmen für die Forschung zu erzeugen. Wie bereits in diesem Forschungsbericht erläutert, baut unsere Forschung hauptsächlich auf dem problemzentrierten Interview und der qualitativen Inhaltsanalyse auf. Die Parallelen und Abweichungen von beiden Verfahren sind hier intensiv dokumentiert. Selbstverständlich haben wir im Laufe des Projekts ständig versucht Selbstreflexion zu üben, um größtmögliche Neutralität zu gewährleisten und Methoden bestens anzupassen.

Im Gegensatz zu der Methodischen, abstrakten Seite steht das Kriterium der „Nähe zum Gegenstand“, die, die Forschung in der natürlichen Lebenswelt der Betroffenen voraussetzt. Bei Lamnek (2010) finden wir diese Forderung als Ökologische Validierung wieder. Dieser Aspekt ist vor allem in der Feldforschung wichtig. Durch den Alltagsaspekt unserer Fragestellung ist aber auch für uns die natürliche Lebenswelt der Befragten von höchster Bedeutung, weswegen wir allein durch den Leitfaden zu unserem Interview besonders auf das Einhalten der Nähe geachtet haben. Dies spiegelt sich in generellen Fragen über eigene und spezifischere Erfahrungen wider, die die Befragten, in Hinsicht auf diesen Aspekt, zu unserer Zufriedenheit beantwortet haben. Weitere Nähe zum Alltag der Befragten hätte durch weitere Fragemodule innerhalb des Leitfadens erfolgen können.

Die kommunikative Validierung war in unserem Projekt aus Zeitgründen leider nicht umzusetzen, auch wenn sie, gerade in diesem Forschungsbereich, eine unglaubliche Bereicherung dargestellt hätte. Sie wird ebenfalls nicht nur bei Mayring (2016), sondern auch bei Lamnek (2010) beschrieben, und meint die Rückkopplung der Interpretationen an die zuvor Befragten. Dadurch wird geprüft, inwiefern die Betroffenen mit den vom Forschungsteam vorgenommenen Interpretationen zustimmen. Auch wenn keine Rückkopplung mit den Befragten unternommen wurde, befindet sich in der Forschungsgruppe ein Mitglied, das den Sample Bedingungen entspricht. Somit findet sich in unserer Auswertung auch an Ansatz Partizipativer Forschung, die zwar nicht

vergleichbar mit der Rücksprache mit den Befragten ist, aber immerhin eine Validierung durch ein Mitglied der Zielgruppe darstellt.

An sechster Stelle steht die Triangulation, die generell in der Forschung empfohlen wird. Das Mischen verschiedener Methoden innerhalb einer Studie garantiert, wenn richtig ausgeführt, dass das Objekt aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet wird und die Ergebnisse nicht zu stark durch den Forschenden beeinflusst werden. Letzteres gilt besonders für die Forschertriangulation, bei der verschiedene Interviewer eingesetzt werden, um Einflüsse auf die Interviewsituation und ihre Ergebnisse auszugleichen (vgl. Lamnek 2010: 142).

Trotz des relativ engen Kreises der Bekanntschaft aus dem manche Teilnehmende unserer Studie kamen, haben wir großen Wert darauf gelegt, dass die Interviews möglichst ohne vorherige Bekanntschaft der Beteiligten stattfanden um eine möglichst neutrale Grundstimmung zu erzeugen und dem unfreiwilligen Voraussetzen von bereits geteilten Informationen entgegenzuwirken. Leider konnten wir dies aufgrund unseres ohnehin schon kleinen Kreises an möglichen Teilnehmern nicht immer gewähren.

4.3. Forschungsethik

Forschungsethik und Gütekriterien liegen nah beieinander. Die Diskussion über qualitative Gütekriterien geht auch auf Fragen der Ethik und ihrer Umsetzung zurück (vgl. Kiegelmann 2010: 383). Die Kriterien der quantitativen Forschung sind in dieser Hinsicht oft nicht ausreichend, da sich die qualitative Forschung mit anderen forschungsethischen Problemen konfrontiert sieht. Dementsprechend sollten Forschungsethische Aspekte während des ganzen Forschungsprozesses, von Entwicklung der Fragestellung bis zur Publikation bedacht werden, um möglichst aussagekräftige Aussagen treffen zu können und die Qualität der Ergebnisse zu steigern (vgl. Kiegelmann 2010: 390)

Ethik „beschäftigt sich mit dem sittlichen Handeln von Menschen, mit deren Moral und Begründbarkeit.“ (Kiegelmann 2010: 383) und fragt sich „Wie können und sollen

Handlungen, einschließlich dazugehöriger Absichten und Wertvorstellungen, beurteilt werden?“ (Kiegelmann 2010: 383). Richtlinien zu dieser Thematik finden sich im Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen, der 2014 zuletzt aktualisiert wurde. „Der Kodex formuliert einen Konsens über ethisches Handeln innerhalb der professionellen und organisierten Soziologie in Deutschland.“ und „soll dazu dienen, Soziologinnen und Soziologen für ethische Probleme ihrer Arbeit zu sensibilisieren und sie zu ermutigen, ihr eigenes berufliches Handeln kritisch zu prüfen.“ (Ethik-Kodex 2014: Präambel)

Der erste Abschnitt dieses Kodex' beschäftigt sich mit dem Thema der „Objektivität und Integrität“, das bedeutet, dass alle Ergebnisse möglichst angemessen und „ohne verfälschende Auslassung von wichtigen Ergebnissen dargestellt“ (Ethik-Kodex 2014: § 1, 2.) werden müssen. Die verwendeten Teile von Theorie, Methoden und Designs müssen so gut und explizit wie möglich mitgeteilt werden, um eine Einschätzung der Gültigkeit der Forschungsergebnisse zuzulassen (vgl. Ethik-Kodex 2014: § 1, 2.). Wir haben uns dessen innerhalb dieses Forschungsberichts stets bemüht.

Des Weiteren sind sämtliche Finanzquellen des Projekts zu nennen, um einer gewissen Voreingenommenheit durch bestimmte Geldgeber entgegenzuwirken (vgl. Ethik-Kodex 2014: § 1, 3.). Dieser Punkt des Ethik-Kodex ist in unserem Projekt in der Einleitung nur angeschnitten, da wir durch die Natur unserer Studie als Studienleistung keine Finanzierung erhalten haben und demnach keine finanzielle Beeinflussung vermutet werden kann. Selbstverständlich sollte auch Sachlichkeit immer gegeben sein (vgl. Nitsch 1994: 57), worum wir natürlich Wert gelegt haben.

Der zweite Paragraph des Ethik-Kodex' befasst sich mit den Rechten der Proband*innen. Hierbei geht es besonders um die Freiwilligkeit und das Einverständnis der Beforschten. Den Erwartungen entsprechend muss in einem Projekt wie unserem eine informierte Einwilligung mit den Interviewten eingeholt werden, nachdem sie über die Bedingungen und Auswirkungen ihrer Teilnahme an unserem Projekt und den Zweck des Forschungsvorhabens in Kenntnis gesetzt wurden. Wir haben dieses Einverständnis schriftlich eingeholt (Siehe Anhang, 8.3.2. Erklärung B). Eine solche Erklärung schützt im Endeffekt nicht vor ethischen Herausforderungen, die entstehen

können, da die Einwilligung nach einer Unterschrift meist nicht zurückgezogen werden kann (vgl. Kiegelmann 2010: 385). Gerade deswegen, und aus der Sensibilität der Thematik heraus, haben wir unser Sample größtenteils auf uns zukommen lassen, indem wir unser Projekt z. B. in Social Media oder regionalen Vereinen vorgestellt haben und die Personen baten bei Teilnahmeinteresse Kontakt zu uns zu suchen. Mit diesem Vorgehen wollten wir uns sowohl in der Freiwilligkeit der Teilnahme, als auch der Erzählbereitschaft sicher sein.

Zusätzlich zu der Vertraulichkeitserklärung haben wir die Befragten darauf hingewiesen, dass Schwerpunkte selbst gelegt werden können und unangenehme Fragen nicht beantwortet werden müssen. Wir erteilten unseren Interviewpartner*innen auch das Recht das Interview an jeder Stelle abzubrechen. Personen, die zu Beginn zugesagt haben, sich dann jedoch nicht wieder meldeten, wurden jeweils ein weiteres Mal kontaktiert, dann aber aus unserem Sample gestrichen und durch andere Personen ersetzt. Auch hier haben wir hohen Wert auf die Freiwilligkeit und auf die Persönlichkeitsrechte der in die Untersuchung einbezogenen Personen gelegt, wie es der zweite Punkt des zweiten Paragraphen des Ethik-Kodex vorsieht.

Bevor es zur Vereinbarung eines Interviewtermins kam, wurden alle Interviewpartner über den groben Inhalt der Interviews in Kenntnis gesetzt. Damit wollten wir sicher gehen, dass eine Bereitschaft besteht über die Problematiken im Alltag zu sprechen und durch die Thematik möglichst kein Nachteil für die Befragten entsteht, bzw. diese den möglichen Schaden für sich selbst abwägen können.

Durch eine intensive Forschungsbeziehung ist auch das Potenzial für Beeinträchtigung der erforschten Personen und ihrem Umfeld in und nach der Forschungsdurchführung signifikant erhöht (vgl. Kiegelmann 2010: 383). Besonders das massive Speichern und Generieren persönlicher Daten im Rahmen des Internets machen einen sensiblen Umgang mit den erhobenen Daten immer wichtiger, damit diese in den Händen dritter keinen Schaden anrichten (vgl. Von Unger 2014: 16) und die Privatsphäre nicht verloren geht. Auch der Ethik-Kodex sieht vor:

„Von untersuchten Personen erlangte vertrauliche Informationen müssen entsprechend behandelt werden„ (Ethik-Kodex 2014: § 2, 7.).
Auch hier entsteht wieder eine Brücke zu den Gütekriterien, da mögliche Risiken für die Befragten auch durch kommunikative Validierung im Rahmen gehalten oder gar vermieden werden kann (vgl. Von Unger 2014: 30). An die Schadensvermeidung ist auch die Vermeidung vom Missbrauch sozialer Verantwortung gekoppelt.

Kiegelmann (2010) thematisiert hierzu das entstehende Machtgefälle zwischen Forscher und Erforschtem, „welches den beteiligten Expert/innen ein hohes Maß an ethischer Verantwortung auferlegt.“ (Kiegelmann 2010: 382), da sie „[...] mit ihrem Wissen in das Leben einer anderen Person eingreifen.“ (Kiegelmann 2010: 382). Dieses Machtgefälle wurde, wenn auch unwissentlich, in der Aufstellung unserer Interview--Regeln thematisiert, indem wir uns einigten eine möglichst entspannte Situation mit unseren Interviewpartnern herstellen zu wollen, hierfür boten wir das „Du“ an und hielten das Interview möglichst nahe einem Alltagsgespräch.

Hier findet sich ein interessanter Unterschied zur quantitativen Forschung. Denn in der qualitativen Forschung sind die Forschungsbeziehungen wesentlich intensiver und Erwartungen seitens der Teilnehmer größer (vgl. Kiegelmann 2010: 284). Gerade Randgruppen, wie wir sie untersucht haben, erwarten sich durch die Forschung und das Gespräch oft besser verstanden zu werden (vgl. Kiegelmann 2010: 284). Wie in Punkt 1.3. bereits zu lesen ist, war dies eine unserer Hauptmotivationen und wir versuchten den Befragten ein Sprachrohr zu geben, was unserer Empfindung nach auch genutzt wurde.
Aus diesen Erwartungen können aber auch Enttäuschung und Abwertung seitens der Befragten entstehen, die die Kompetenz der Interviewenden in Frage stellen (vgl. Kiegelmann 2010: 386). Das war in einem Interview der Fall, in dem eine unserer interviewten Personen starke Kritik an unserem Leitfaden äußerte, da dieser zu oberflächlich sei. Dies lag zum einen an dem kurzen Arbeitszeitraum, der uns zustand, zum anderen aber auch an dem hohen politischen Engagement in der Trans*community, der Person, die in diesem Interview befragt wurde. Dies blieb jedoch die Ausnahme.

Innerhalb des Rechts der Proband*innen steht natürlich auch die Anonymität und „Verfahren, die eine Identifizierung der Untersuchten ausschließen„ (Ethik-Kodex 2014: § 2, 6.), denn die Anonymität der Befragten ist nicht immer durch das Ändern von Namen und Orten zu gewährleisten. Besondere Erlebnisse und Redewendungen können gegebenenfalls auch zu einer Identifizierung führen (vgl. Kiegelmann 2010: 387). Gerade Outing Prozesse und Reaktionen hierauf sind oft so individuell, dass sie auch ohne andere Angaben zur Identifizierung der Teilnehmer genutzt werden können. Dessen waren wir uns leider im Vorfeld der Befragung nicht bewusst, weswegen wir nicht darauf hinweisen konnten. Für folgende Forschungsprojekte sollte diese Überlegung jedoch auf jeden Fall einbezogen werden.

Zwei Personen haben explizit auf eine Anonymisierung verzichtet. Dieser Verzicht wurde schriftlich festgehalten und entstand aus dem Wunsch heraus sichtbar zu sein und sich nicht zu verstecken. Hier wird also durch eine explizite Nennung der Personen ein fester Standpunkt eingenommen, den wir selbstverständlich gewährleistet haben.

An dritter Stelle des Ethik-Kodex' steht die Publikation. Hierin wird besonders auf das Zitierrecht verwiesen, welches besagt, dass „Daten und Materialien, die wörtlich oder sinngemäß von einer veröffentlichten oder unveröffentlichten Arbeit anderer übernommen wurden, […] kenntlich gemacht und ihren Urheber/innen zugeschrieben werden. Verweise auf Gedanken, die in Arbeiten anderer entwickelt wurden, dürfen nicht wissentlich unterlassen werden.“ (Ethik-Kodex 2014: II, 2.). Um dies zu gewährleisten, liegt dem Forschungsbericht eine Selbstständigkeitserklärung unter 8.3.4. bei.

Generell geht es im Ethik-Kodex immer um Reflexion, wie bereits in der Präambel erwähnt wird. In ihm werden zwar Prinzipien und Regeln festgehalten, diese sind aber nur mehr oder weniger verbindlich (vgl. Von Unger 2014: 18). Die Regeln sind hier eher abstrakt formuliert und gelten mehr als Entscheidungshilfen innerhalb des Forschungsprozesses anstatt ein generelles Verhaltensverbot auszusprechen (vgl. Kiegelmann 2010: 383).

Um die Prinzipien und Regeln des Ethik-Kodex' zu gewährleisten, wird oftmals eine Ethikkommission eingesetzt. Dies war in unserem Projekt nicht der Fall. Allerdings wurden ethische Bedenken durch eine Absprache mit der Forschungsleiterin, Dr. Rust, und einer Vorstellung im Plenum des Kurses versucht so gering wie möglich zu halten.

5. Ergebnisse

Im Folgenden werden nun die Ergebnisse der Forschung dargelegt, interpretiert und mit der vorhandenen maßgeblichen Literatur abgeglichen – unter Beschränkung auf einzelne Kategorien, die für die Forschungsfrage sehr relevant sind. Diese sind der folgenden Tabelle zu entnehmen.

Kategorie	**Anzahl der Codings**
Inneres Outing	79
Äußeres Outing	159
Cisnormativität	185
Diskriminierungserfahrungen Passing	233 52

Die Tabelle suggeriert, dass alle Kategorien für sich stehen und als unabhängig voneinander verstanden werden können. Es gibt allerdings Zusammenhänge und Überschneidungen zwischen einigen der aufgeführten Kategorien, wie in Kapitel 5.3. beschrieben. Auf das Outing im Kontext der Schule oder des Jobs wird in den folgenden Ausführungen nicht eingegangen, da es für die Fragestellung nur eine zweitrangige Bedeutung hat.

5.1. Inneres Outing

Das innere Outing (s. 8.1.8.) der Befragten vollzog sich im Schnitt im Alter von ca. 24 Jahren. Es ist dabei schwierig, ein Mittel zu finden, da oftmals ungenaue Angaben

wie “immer” (Int. 01, 15), “seit dem Kindergarten keine Identifizierung mit dem weiblichen Geschlecht” (Int. 12, 15) oder “15-40 Jahre” (Int. 14, 12) gemacht wurden. Das früheste (konkret benannte) innere Outing mit 13 Jahren beschreibt dabei Löwe (Int. 10), das späteste mit 61 Jahren Bärbel (Int. 05). Bereits hier wird deutlich, dass das innere Outing nicht zwangsweise mit einem bestimmten Lebensabschnitt einhergeht, sondern zu einem individuell verschiedenen Zeitpunkt stattfindet. Ein möglicher Grund dafür wird in Kapitel 5.1.2. beleuchtet. Eine Übersicht über das Alter der Befragten zum Zeitpunkt des inneren und äußeren Outings findet sich in Tabelle 1 in Kapitel 5.2.

5.1.1. Erste Anzeichen

“Es war halt, da war halt was, ein Gefühl, dass irgendwas nicht stimmt. Das irgendwas nicht richtig ist, aber das konnte ich nicht benennen” (Int. 09, 28)

Ausnahmslos alle Befragten erklären, dass das Gefühl, sich mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht nicht identifizieren zu können, bereits im Kindesalter zumindest ansatzweise vorhanden war, aber noch nicht konkret benannt, geschweige denn eingeordnet werden konnte. Häufig stellte dieses Gefühl eine Konstante im Leben der Befragten dar, es wurde vereinzelt aber auch als episodisch wiederkehrend beschrieben (vgl. Int. 09, 28). Geäußert hat es sich auf ganz unterschiedliche Art und Weisen: teilweise beschreiben Interviewpartner*innen, sie hätten ungerne mit den für sie gedachten Spielsachen gespielt bzw. die für sie gedachte Kleidung getragen (vgl. Int. 12, 32; Int. 13, 95; Int. 01, 31).
Oftmals spielte die Kleidung eine wichtige Rolle auf dem Weg dahin, sich vor sich selbst zu outen. Pamela (Int. 08) beispielsweise beschreibt, wie sie im Kindesalter heimlich die Kleidungsstücke ihrer Schwester angezogen habe und dieses Gefühl zunächst als “unbeschreiblich” und nach längerem Nachdenken als “befreiend” charakterisiert (vgl. Int. 08, 33ff.). Vergleichbares äußern einige andere Befragte. Der Blick in den Spiegel, die Sicht auf sich selbst im als richtig empfundenen Outfit, führt oft dazu, den Schritt des inneren Outings zu erleichtern und Sicherheit zu gewinnen.

Viele Befragte schildern zudem, nach dem inneren Outing einen enormen Druckabfall zu verspüren, denn “das war eigentlich auch das, wo es dir dann besser geht, denn dann fühlst du dich nicht selber immer krank.” (Int. 02, 53).

5.1.2. Rolle des Internets

“Also ich bin ja noch analog aufgewachsen, aber du bist digitaler Bürger. Für dich ist das kein Problem. Wenn du jetzt mal ein Problem hast, dann schmeißt du dein Handy an [...] und dann tippst du das bei Google ein und dann kriegst du das. Wenn du jetzt transsexuell wärst, dann findest du Tonnen an Informationen. [...] Du kannst dich anfangen zu orientieren. Das konnte ich alles nicht.” (Int. 02, 71)

Im Fokus dieses Kapitels stehen die Relevanz und der Einfluss des Internets auf den Prozess des inneren Outings. Es ist festzustellen, dass sich der Teil des Samples, der in Kindheit und Jugend noch keinen Zugang zum Internet hatte, in Hinsicht auf das Alter zum Zeitpunkt des inneren Outings abgrenzt. So geben viele jugendliche Befragte an, im Internet zum Thema Geschlechtsidentität recherchiert zu haben und sich somit einfach und schnell informieren und orientieren konnten (vgl. u.a. Int. 06, 26).
Älteren Befragten war diese Möglichkeit nicht gegeben, zumal das Thema Trans* in ihrer Jugend noch deutlich unerforschter war, als heutzutage. Die Möglichkeiten, sich informieren und orientieren zu können waren deutlich geringer, sodass das Gefühl, etwas sei anders, oft jahrelang nicht benannt werden konnte (vgl. u.a. Int. 07, 31).

Die beiden aussagen grenzen sich deutlich voneinander ab, sodass folgende Ex-Post-Hypothese formuliert werden kann: “Das Internet spielt besonders in der Zeit der Findungsphase vor dem inneren Outing eine entscheidende Rolle. Es erleichtert sowohl die Informationsbeschaffung als auch den Schritt des inneren Outings immens, da das Gefühl, dass irgendetwas anders ist, nun in Worte gefasst, verstanden und akzeptiert werden kann.”
Vergleicht man die in Kapitel 5.1. aufgeführten Ergebnisse mit bereits vorhandener Forschung, so wird deutlich, dass sich vieles deckt. Im Zentrum stehen die Untersuchungen zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Ju-

gendlichen und jungen Erwachsenen des Deutschen Jugendinstituts von 2015. Auch hier wird beschrieben, dass sich das Gefühl der “Andersheit” oft im Grundschulalter oder dem Beginn der Pubertät manifestiert. Ebenfalls identisch ist, dass das innere Outing bei Trans*personen häufig in sehr verschiedenen Altersklassen noch vorkommt und oft keine genaue Altersangabe zum inneren Outing gemacht werden kann. Auch die Aussage, man habe “es schon immer gewusst” sei bei Trans*personen nicht unüblich. (vgl. Krell/Oldemeier, 2015: 12)
Weiterhin heißt es: “Teilweise berichten Jugendliche, dass es ihnen an Begrifflichkeiten und Informationen fehlte, um ihre [...] nicht-cisgeschlechtlichen Empfindungen verstehen und beschreiben zu können. Die Unsicherheit über das zu Beginn des inneren Coming-out als nicht-passend wahrgenommene [...] geschlechtliche Erleben führt vielfach zu Belastungen, Entbehrungen und Ängsten” (Krell/Oldemeier, 2015: 12). Auch dieses findet sich in Ansätzen wieder. Die Informationsbeschaffung spielte auch bei den Befragten in diesem Forschungsprojekt eine zentrale Rolle, vor allem in der Findungsphase vor dem inneren Outing, um sich orientieren zu können und Sicherheit zu gewinnen.

5.2. Äußeres Outing

Das äußere Outing (s. 8.1.8.)der Interviewpartner*innen vollzog sich im Durchschnitt im Alter von 29 Jahren. Im Gegensatz zum inneren Outing fällt auf, dass in diesem Punkt oft sehr konkrete Altersangaben gemacht werden konnten, die maximal eine Spanne von zwei Jahren aufweisen. Lediglich eine Angabe fehlt. Am frühesten outete sich dabei Sebastian (Int. 06) im Alter von 15 Jahren, am spätesten Kristine (Int. 14) im Alter von 55 Jahren.
Es fällt auf, dass die Zeit zwischen dem inneren und dem äußeren Outing unter den Befragten stark voneinander abweicht. Zwei Befragte, die sich im Erwachsenenalter vor sich selbst outeten, schildern einen fließenden Übergang zwischen besagtem inneren und dem äußeren Outing. Diese Auffälligkeit findet sich bei jugendlichen Befragten nicht. Bei diesen liegen zwischen dem inneren und dem äußeren Outing ein bis acht Jahre. Die längste Spanne beträgt 24 Jahre.
Aufgrund dieser sehr unterschiedlichen und teilweise ungenauen Angaben ist es nicht möglich, allgemeine Schlussfolgerungen zu ziehen.

In der bisherigen Forschung zum Thema Outing von Trans*personen wird häufig nur auf Trans*jugendliche eingegangen - dies ist beim folgenden Vergleich zu beachten. Dementsprechend outeten sich Jugendliche in vorangegangenen Studien im Schnitt im Alter von 18,3 Jahren (vgl. Krell/Oldemeier, 2015: 15) bzw. im Alter von 17,4 Jahren (vgl. Krell, 2013: 24) nach außen. In der ersten genannten Studie wurden Trans*jugendliche im Alter zwischen 14 und 27 Jahren befragt, in der zweiten Trans*jugendliche im Alter von 18 bis 22. Auch wenn aus dem hier vorgelegten Forschungsprojekt nur jene Befragte zwischen 14 und 27 betrachtet würden, so läge das Durchschnittsalter des äußeren Outings mit 21,2 Jahren noch deutlich über den zuvor genannten Angaben.

5.2.1. Ängste im Vorfeld

	Inneres Outing Häufigkeit	Äußeres Outing Häufigkeit
Unter 11 Jahren	1	-
11 bis 15 Jahre	4	1
16 bis 20 Jahre	3	4
21 bis 25 Jahre	1	3
26 bis 30 Jahre	-	1
30 bis 40 Jahre	1	1
40 bis 50 Jahre	1	2
Über 50 Jahre	1	1
Sehr ungenaue/keine Angabe	1	1
Hat es schon immer gewusst	1	-
Gesamt	**14**	**14**

Tabelle 1

“Na klar, das ist die größte Angst. Das ist ja das Intimste, was man offenlegen kann und wenn man dann auch noch um den gesellschaftlichen Blick weiß, ist es unglaublich schwer sich zu outen. [...] Und klar, man hat Angst. Ich hatte richtig Angst, dass Leute das falsch aufnehmen könnten oder ein Problem draus machen könnten.” (Int. 01, 47)

In der Zeit vor dem Outing nach außen baut sich häufig eine Vielzahl an Ängsten auf. Diese sollen Thema des folgenden Unterkapitels sein.

Eine zentrale Angst - in vielen Interviews genannt - ist die vor Unverständnis bzw. Ablehnung durch nahe stehende Personen, welche sich auch im oben genannten Zitat wiederfindet. Des Weiteren bezogen sich die Befürchtungen der Befragten darauf, in ihrem Umfeld keine weiteren Trans*personen zu haben. So heisst es: “Aber zu dem Zeitpunkt war es so "Oh Gott, ich bin der Einzige, der hier so empfindet und es wird mich keiner verstehen, egal wie ich den Leuten das erkläre.”” (Int. 13, 97)
Insgesamt geben elf von 14 Befragten an, vor dem äußeren Outing Ängste verspürt zu haben.
Andere Studien zum Thema Trans* Outing weisen in Hinblick auf die Befürchtungen vor dem Outing große Ähnlichkeiten auf. So werden auch dort die Angst vor Ablehnung durch Freund*innen und Familienangehörige stark in den Vordergrund gerückt. Die Angst vor dem alleine Sein taucht dagegen nicht auf (vgl. Krell, 2013: 28f.)

5.2.2. Reaktion der Familie

Die Reaktionen der Familienmitglieder auf das äußere Outing weisen unter allen Befragten starke Unterschiede auf. Sie beginnen bei Akzeptanz und Unterstützung und enden bei strikter Ablehnung und Abbrechen von Kontakt. Im Folgenden wird zunächst auf negative Erfahrungen und im weiteren Verlauf auf positive Erfahrungen eingegangen.
Zu Anfang sei gesagt, dass einige Interviewpartner*innen sich - teilweise noch - nicht vor allen Familienangehörigen geoutet haben. Dies geschah entweder vor dem Hintergrund, dass die betreffende Person nur sporadisch Kontakt zum jeweiligen Teil der Verwandtschaft hat, oder daran, dass man negative Rückmeldung fürchtet (vgl. Int. 06, 26; Int. 03, 120f.).
Oft wurde fehlender Rückhalt seitens der Familie nach dem Outing beschrieben. So sagt Sebastian, er habe sich zweimal vor seiner Mutter geoutet, die das Thema allerdings auch beim zweiten Mal nicht ernst genommen habe und Gesprächen aus dem Weg gegangen sei (vgl. Int 06, 26). In anderen Fällen war die Ablehnung deutlich offensiver, indem sich Elternteile mit dem Satz “Du bist ein Junge und bleibst ein Junge” oder “Ich bin ja schon tolerant, [...] aber wenn man so dicht damit konfrontiert wird, dass es im eigenen Familienkreis so kommt, dann ist es [...] doch schon mal

was anderes und da muss man sich dann doch nochmal mehr mit auseinandersetzen." von ihrem Kind abgewandt haben (vgl. Int. 08, 43; Int. 13, 29)
Oft wird es als besonders verletzend erlebt, wenn das Trans*sein von engen Verwandten als Phase interpretiert wird und den Befragten somit die Sicherheit abgesprochen wird, selbstständig über ihre Geschlechtsidentität entscheiden zu können (vgl. Int. 06, 26). Dies äußert sich ebenfalls darin, dass weiterhin der bei der Geburt gegebene Name benutzt wird (vgl. Int. 12, 35).
Bei zwei Befragten zerbrach zudem nach dem äußeren Outing die langjährige Beziehung zum Partner bzw. der Partnerin, nachdem teilweise noch versucht wurde, die Beziehung aufrecht zu erhalten (vgl. Int. 05; Int. 14, 47). Auffällig ist, dass Beziehungsabbrüche dieser Art nur bei Befragten höheren Alters vorkamen. In Beziehungen von jugendlichen Befragten folgte aus dem äußeren Outing kein Ende der Beziehung.
Insgesamt lässt sich sagen, dass in neun von 14 Fällen mindestens ein Elternteil oder der Partner bzw. die Partnerin in irgendeiner Weise negativ auf das äußere Outing reagierte.

Generell positiv hervorzuheben ist dagegen der Umgang der Geschwister mit dem Outing ihres Bruders oder ihrer Schwester. Lediglich eine Person spricht von negativer Rückmeldung ihrer Schwester (vgl. Int. 13, 37) und in zwei Fällen wurde sich vor den Geschwistern noch nicht geoutet (vgl. Int. 04, 42; Int. 06, 26). Deutlich häufiger akzeptieren die Geschwister das Outing und bieten Unterstützung an, benötigen allerdings in manchen Fällen einige Zeit, um sich an das neue Pronomen und den neuen Namen zu gewöhnen. So heißt es beispielsweise: “Einfach weil es mir so lange so unglaublich schlecht ging und er war dann einfach froh, dass er wusste, woran das liegt und dass es auch einen Weg gibt mir zu helfen und mich zu unterstützen. Und ich glaube, er ist jetzt einer der stolzesten Brüder überhaupt.” (Int 01, 37).
Ebenfalls viel Unterstützung finden Befragte in der Reaktion ihrer Kinder, sofern sie welche haben. Die Erwartungen den Kindern gegenüber werden folgendermaßen beschrieben: “Ich darf aber auch kein Problem haben, wenn sie mich weiter als Papa ansprechen, was ja vollkommen korrekt ist! Das heißt, ich erwarte in dieser Auseinandersetzung ja dann auch nicht, dass die jetzt plötzlich Mama zu mir sagen.” (Int. 07, 37) Die Erfahrung, den Kindern Zeit zu geben, um sich an die neuen Umstände

zu gewöhnen, machten auch andere Befragte. Kristine schildert im Folgenden die Reaktion ihrer Tochter: “Wie gesagt, meine Kinder, die wissen das beide. Meine große Tochter ist im Moment ein bisschen komisch, bisher konnte sie da eigentlich ganz gut mit umgehen, hatte ich immer so das Gefühl und jetzt wo das so richtig Fahrt aufnimmt und das alles so offiziell wird, da ist ihr das irgendwie ein bisschen suspekt und sie hat sich jetzt erstmal ein bisschen zurückgezogen. Ich gebe ihr jetzt aber auch erstmal die Zeit, dass sie sich da erstmal ein bisschen besinnen kann.” (Int. 14, 25)

In vier von 14 Fällen beschreiben die Befragten seitens der Familie ausschließlich positive Rückmeldung.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die befragten Trans*personen aus dem Kreis der Familie sowohl positive als auch negative Reaktionen erfahren haben. Die negativen Rückmeldungen liegen dabei stärker im Gewicht und kommen häufig von Seiten der Eltern oder des Partners bzw. der Partnerin. Positive Rückmeldungen erhalten Trans*personen überwiegend von Geschwistern und Kindern.

Auch die Studie von Krell und Oldemeier konzentrierte sich im weiteren Verlauf auf die Reaktionen des Familienkreises auf das Outing. Es wird dabei jedoch nur auf die Reaktionen der Eltern eingegangen. Genau wie dieses Forschungsprojekt kommt die Studie zu dem Ergebnis, dass Eltern sehr unterschiedliche Reaktionen zeigen, welche von strikter Ablehnung bis hin zu tatkräftiger Unterstützung reichen. Es wird ebenfalls beschrieben. dass Eltern das Trans*sein des Kindes insofern häufig nicht ernst nehmen, dass sie es auf eine Phase reduzieren, nicht mitdenken oder auch komplett ignorieren, sodass 45% der Befragten angeben, im Umfeld der Familie nach dem Outing Diskriminierung erfahren zu haben. Insgesamt seien die Reaktionen der Eltern im Vergleich zu denen des Freundeskreis negativer ausgefallen (vgl. Krell/Oldemeier 2015: 19 f.).

5.2.3. Reaktion des Freundeskreises

“Ja, also grade meine Freunde sind für mich, also ohne die würde ich das glaube ich gar nicht hinkriegen, wenn ich nicht mit denen die ganze Zeit immer wieder kommunizieren könnte und mich da ausheulen könnte, wenn irgendwas nicht passt und so.

Weil [...] ich auch Trans*leute in meinem Freundeskreis hab, ist es wahrscheinlich nochmal irgendwie anders und besser.” (Int. 03, 93)

Das folgend Kapitel beschäftigt sich mit den Reaktionen des Freundeskreises auf das äußere Outing der Befragten. Es wird sich hierbei eher kurz gehalten, da die Reaktionen der Familie den Schwerpunkt in Kapitel 5.2. darstellen.
Prinzipiell reagierte der Freundeskreis der Befragten eher positiv auf das äußere Outing der Befragten. Viele Befragte schildern, es hätte von dieser Seite aus in keiner Weise negative Rückmeldung gegeben, Freund*innen hätten sogar einen guten Therapieersatz dargestellt (vgl. Int. 10, 126 ff). Ebenfalls als sehr hilfreich wurde es empfunden, andere Trans*personen im Freundeskreis zu haben, da aus diesen Freundschaften besonders viel gegenseitige Unterstützung resultiert. Besonders, wenn sich nach dem Outing Freund*innen abwendeten, waren neue Freund*innen aus der Trans*community sehr hilfreich (vgl. Int. 03, 93; Int. 04, 72; Int. 14, 54 ff).
Gelegentlich stellt das äußere Outing für einige Freund*innen keine Überraschung dar, da bereits Vorahnung bestand, wie folgendes Zitat zeigt: “Alle haben gesagt: “Ja klar, hatte ich eh gedacht, ich hatte eh mich gefragt wann das soweit ist!”” (Int. 03, 55)
Negative Erfahrungen aus dem Freundeskreis werden nur vereinzelt beschrieben. In nur einem Fall lehnten Freund*innen das Trans*sein soweit ab, dass die Freundschaft vorübergehend in die Brüche ging (vgl. Int. 05, 28). Monkeyman (Int. 01) schildert folgende negative Situation: “Von Freunden oder Bekannten, die dann in meiner Gegenwart, oder wenn ich nicht dabei war, mich einfach geoutet haben vor Leuten, die mich nicht kennen oder kannten. Das finde ich nicht so in Ordnung und das ist öfter vorgekommen, leider.” (Int. 01, 89)
Generell lässt sich zu den Reaktionen aus dem Freundeskreis sagen, dass diese überwiegend positiv und unterstützend ausfallen. Oftmals wurden keinerlei Probleme oder gar Diskriminierungserfahrungen seitens der Freund*innen erlebt. Nur in einem von 14 Fällen reagierten sie mit Kontaktabbruch auf das Outing. Es lässt sich daher folgende Ex-Post-Hypothese formulieren: “Die Familie reagiert im Vergleich zum Freundeskreis mit weniger Unterstützung auf das Outing, was daran liegt, dass der Freundeskreis im Gegensatz zur Familie frei wählbar ist und das Diskriminierungspotenzial somit bereits im Vorfeld reduziert werden kann.”

Vergleicht man diese Ergebnisse mit den Ergebnissen des Deutschen Jugendinstituts, so finden sich einige Parallelen. Darunter zählt die Tatsache, dass die Erfahrungen im Freundeskreis - verglichen mit denen im Kontext der Familie - deutlich positiver ausfielen und viel Rückhalt durch Freund*innen erlebt wurde.
Nichtsdestoweniger beschreibt die Studie des Deutschen Jugendinstituts deutlich mehr negative Reaktionen seitens des Freundeskreises, als es in dem vorliegenden Forschungsprojekt der Fall ist (vgl. Krell/Oldemeier, 2015: 17f.).

5.3. Cisnormativität

I: Aber wie nimmst du denn in deinem Alltag diese Heteronormativität wahr, in was für Situationen? Und wie fühlst du dich dann dabei?
B: Also ich würde es nicht Heteronormativität nennen.
I: Sondern?
B: Sondern eher Cisnormativität, weil also eine Frauen- und eine Männertoilette schließt ja jetzt keine nicht heterosexuellen Leute aus. Kannst ja auch als Lesbe auf die Frauentoilette gehen und als schwuler auf die Männertoilette. Das ist halt sehr cisnormativ, finde ich. Also ich benutze das Wort lieber. (Int. 04, 99ff.)

Im Zentrum dieses Kapitels steht das Thema Cisnormativität, genauer: in welchen Bereichen sich diese auf Trans*personen auswirkt und welche Folgen diese Auswirkungen haben. Zudem werden cisnormative Zustände kritisch betrachtet und Änderungsvorschläge eingebracht. Im Gegensatz zu Kapitel 5.4. befasst sich dieses Kapitel nicht mit konkreten Diskriminierungserfahrungen von Trans*personen im Alltag, sondern lediglich mit den Auswirkungen der Cisnormativität auf das Leben von Trans*personen; diese werden häufig ohne Frage ebenfalls als diskriminierend wahrgenommen. Die Forschungsgruppe verwendet im Leitfaden und den dementsprechenden Interviews den Begriff “Heteronormativität”. Basierend auf der oben aufgeführten Aussage von Alex (Int. 04) wurde für den Bericht stattdessen der Begriff “Cisnormativität” verwendet, da dieser das Geschlecht an Stelle der sexuellen Orientierung in den Vordergrund rückt.

5.3.1. Zuordnungszwang

Als Folge der vorherrschenden Cisnormativität in Deutschland sind Trans*personen im Alltag häufig mit Situationen konfrontiert, in denen sie gezwungen sind, sich einem bestimmten Geschlecht zuzuordnen. Beispiele hierfür sind u.a. sportliche Aktivitäten, bei denen in “männliche” und “weibliche” Gruppen unterteilt wird, Formulare, die als Geschlechtsoption lediglich “männlich” und “weiblich” bieten sowie WCs, auf die in Kapitel 5.3.2. genauer eingegangen wird. Besonders nicht binäre Trans*personen (s. 8.1.8.) werden durch diese Tatsache häufig in Zwangssituationen gebracht. Wie dieser Zuordnungszwang empfunden wird, zeigt folgendes Zitat: “Ich halte das für ziemlich problematisch, weil dieses binäre System eigentlich schon immer nicht zutreffend war und gerade jetzt in der heutigen Zeit völlig veraltet ist. [...] Damals mag’s noch gepasst haben, aber auch nur deswegen, weil sich die Personen, die besonders nonbinär sind, sich nicht getraut haben irgendwas zu sagen.” (Int. 09, 176) Weiterhin heißt es: “Das ist sehr problematisch, [weil] alles halt für [...] Diskriminierung sorgt und auch für Vorurteile der restlichen Gesellschaft diesen Personen gegenüber, [...] es verursacht viele Probleme.” (Int. 09, 178)

Dieses Zitat verdeutlicht, inwieweit Cisnormativität das Leben von Trans*personen beeinflusst und sie immer wieder einschüchtert. Auch die Verstärkung von Vorurteilen Trans*personen gegenüber wird häufig als Folge von Cisnormativität gesehen. An anderer Stelle wird zudem geschildert, dass cisnormative Zustände den Schritt des Outings immens erschweren und dass es ein hohes Maß an Selbstbewusstsein erfordert, sich zu outen und somit über diese Zustände hinweg zu setzen (vgl. Int. 07, 29 ; Int. 14, 33).

Insgesamt äußert sich mit elf von 14 Befragten der Großteil kritisch zu cisnormativen Zuständen, zwei Befragte äußern sich nur beiläufig zum Thema. Eine Person sagt bezogen auf den gesellschaftlichen Zuordnungszwang Folgendes: “Entweder man soll komplett als Frau kommen, [...] oder er soll als Mann kommen. Aber ich finde dieses ganze Zwischending, was alle so machen, das verwirrt einfach die Anderen. Also die andere Bevölkerung. Und daher kommen diese negativen Vibrations, die du dann hast.” (Int. 02, 109)

Dadurch wird ersichtlich, dass Trans*sein zwar häufig, aber nicht zwangsläufig mit einer kritischen Haltung cisnormativen Zuständen und gesellschaftlichem Zuordnungszwang gegenüber einhergeht.

5.3.2. Toilette

“Das Ganze mit den binären Toiletten stört mich schon. Also ich muss sagen, das ist ein Problem, wo ich Tag für Tag drauf stoße. [...] Also damit kann ich mich ehrlich gesagt schlecht versöhnen. [...] Ich glaube, deswegen bin ich auch [...] immer auf der Toilette, bevor ich aus dem Haus gehe und das ist jetzt wirklich reine Routine geworden.” (Int. 06, 70)

Die binäre Toilettenaufteilung stellt für viele Befragte einen wesentlichen Kritikpunkt dar und war dementsprechend in vielen Interviews ein zentrales Thema. So finden sich in zehn von 14 Interviews negative Erfahrungen oder kritische Äußerungen diesbezüglich. Auffällig ist, dass ausnahmslos Befragte über 45 Jahren sich nicht zu binärer Toilettenaufteilung äußerten, da es für sie augenscheinlich kein relevantes Thema darstellt. Dies könnte daran liegen, dass sich Jugendliche und junge Erwachsene vergleichsweise häufiger und länger in öffentlichen Räumen - sei es die Uni, die Schule oder eine Kneipe - bewegen und somit schlichtweg öfter mit binär aufgeteilten Toiletten in Berührung kommen. Als Folge dieser regelmäßigen Konfrontation, geben drei Befragte an, sich angewöhnt zu haben, entweder zu Hause oder im Gebüsch auf Toilette zu gehen, um unangenehmen Situationen aus dem Weg zu gehen (vgl. Int 01, 98; Int 06, 70; Int. 11, 80).
Als Verbesserungswunsch werden häufig Unisex-Toiletten gefordert (vgl. bspw. Int 01, 93) bzw. Toiletten mit der Aufteilung in “Pissoir” und “Sitzklo” (vgl. Int 10, 306).

5.3.3. Institutionelle Hürden

“Die durchleuchten dein ganzes Leben, deine ganze Psyche und du musst alles darlegen, weil sie eigentlich immer anzweifeln, dass du trans* bist.” (Int. 01, 75)

Nach dem Durchlaufen des Outings besteht für viele Trans*personen der Wunsch nach einer Personenstandsänderung. Da die Übereinstimmung des bei der Geburt zugewiesenen und des erlebten Geschlechts allerdings in Deutschland die Norm darstellt, sind mit besagter Personenstandsänderung viele Hürden verbunden, welche das Thema dieses Unterkapitels sind.

Eine Personenstandsänderung dient dazu, das Geschlecht offiziell ändern zu lassen. Dafür benötigt es nach dem TSG (s. 8.1.8.) zwei voneinander unabhängige psychologische Gutachten (vgl. Rauchfleisch 2009: 29). Häufig beschreiben Befragte, mit dem Ablauf der Personenstandsänderung nicht einverstanden zu sein - drei häufig genannte Gründe dafür werden im weiteren Verlauf aufgeführt:

Den ersten zentralen Kritikpunkt stellt dabei die z.T. sehr lange Dauer dar, bis die Personenstandsänderung vollzogen ist. So wird der Prozess teilweise als “Kampf” (Int. 01, 75) oder “unnötig kompliziert” (Int. 03, 172) geschildert. Zwei Befragte geben mit 1,5 Jahren eine konkrete Zeitspanne an (vgl. Int. 03, 172; Int. 05, 20).

Kritik bezieht sich des Weiteren auf die finanzielle Belastung, die mit einer Personenstandsänderung einhergeht. Befragte sprechen von einer Summe zwischen 1500€ und 2500€ (vgl. Int. 03, 192; Int. 07, 73). Zudem äußern sie vermehrt die Forderung danach, den Prozess der Personenstandsänderung zu erleichtern, indem die Möglichkeiten der Kostenübernahme verbessert und die Dauer verkürzt wird (vgl. Int. 11, 64)

Als dritter Kritikpunkt wird häufig der respektlose Umgang seitens des Psychiaters bzw. der Psychiaterin genannt, welcher im Zitat zu Anfang dieses Kapitels bereits anklingt. Max (Int. 13) beschreibt seine Erfahrungen folgendermaßen: „Einem wildfremden Menschen, den man überhaupt nicht kennt musst du dann innerhalb von zwei Stunden dein ganzes Leben erzählen. Angefangen von der Familiensituation, Arbeitssituation bis hin zu deiner Sexualität oder deinen sexuellen Fantasien auch wo ich dann manchmal so frage: “Okay, was hat denn jetzt meine Sexualität mit meiner Geschlechtsidentität zu tun?”” (Int. 13, 41)

5.3.4. Sprache

“Ich sage zum Beispiel auch nicht "Ich bin Ingenieurin." sondern "Ich bin Ingenieur." Denn dieses Ingenieur und Ingenieurin, Professor und Professorin, das finde ich so (.) Man kann es auch übertreiben.” (Int. 02, 75)

Abschließend zu Kapitel 5.3. wird nun darauf eingegangen, inwiefern Sprache durch heteronormative Zustände geprägt ist und welchen Umgang die befragten Trans*personen damit pflegen.
Die Frage, inwieweit geschlechtsneutrale Sprache von Wichtigkeit ist, wird kontrovers diskutiert. In dem Zitat zu Beginn dieses Kapitels wird sich deutlich gegen das Gendern im Sprachgebrauch ausgesprochen, im weiteren Verlauf des Interviews ebenfalls gegen das Gendern im Schriftlichen. Diese Aussagen stützt die Interviewte auf folgende zwei Argumente: Zum einen ist sie der Meinung, sowohl Lesbarkeit als auch Sprechbarkeit seien unter Benutzung geschlechtsneutraler Sprache nicht mehr gegeben, zum anderen sei es “affig”, Sprache, die lediglich das generische Maskulinum nutzt, überzuinterpretieren (vgl. Int. 02, 75).
In Abgrenzung dazu spricht sich die Mehrheit der Befragten für geschlechtsneutrale Sprache aus. Sebastian setzt sich beispielsweise mit anderen Trans*personen für die Entwicklung geschlechtsneutraler Begriffe in der deutschen Sprache ein. Als Vorschlag bringt er dabei an, den Beruf des Kaufmanns bzw. der Kauffrau in den Beruf der “Kaufsperson” zu ändern. Die deutsche Sprache wird generell als “großes Hindernis” beschrieben (vgl. Int. 06, 110).
An anderer Stelle vergleicht Löwe die deutsche Sprache diesbezüglich sowohl mit der englischen als auch mit der französischen Sprache. Sie präferiert dabei die englische Sprache, da diese vergleichsweise oft geschlechtsneutral sei und führt als Negativbeispiel die französische Sprache an (vgl. Int. 10 334 ff.).

Wie dieses Kapitel gezeigt hat, äußert sich Cisnormativität in vielen Lebensbereichen von Trans*personen. Besonders binär aufgeteilte Toiletten und der hohe bürokratische, finanzielle sowie zeitliche Aufwand in Bezug auf die Personenstandsänderung stoßen dabei auf viel Kritik. Auch auf geschlechtsneutrale Sprache, die vor dem Hin-

tergrund der bestehenden cisnormativen Verhältnisse oft vernachlässigt wird, legen viele Befragte Wert.

Einschüchterung von Trans*personen sowie sinkender Mut zum Outing kann somit als Folge von Cisnormativität betrachtet werden und es wird geschildert, dass es im Alltag zu deutlich weniger Problemen kommt, wenn man sich ins binäre Geschlechtersystem einpasst. All dies führt zu folgender Ex-Post-Hypothese: “Trans*sein ist in Deutschland bei weitem nicht so akzeptiert, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, da Trans*personen im Alltag mit vielen Situationen konfrontiert werden, die Cispersonen fremd sind, man somit also nicht von einer Gleichbehandlung sprechen kann.”

Auch in bestehender Literatur werden binäre cisnormative Verhältnisse geschildert, indem es heißt, man dürfe sich “die Naivität nicht leisten, die Existenz von zwei und nur zwei Geschlechtern vorauszusetzen, als wäre dies ein aussergesellschaftliches, naturgegebenes und unveränderbares Faktum.” (zit. nach: Hofbauer/Doleschal/Damjanova 1999: 181). Weiterhin werden die von den Befragten beschriebenen institutionellen Hürden als “entblößend und nervenaufreibend” betitelt. Es werde nach “”krankhaften” Aspekten zur Bestätigung gesucht. Und an diesem Punkt, im Kontext mit Psychiater_innen, Gutachter_innen und Ärzt_innen geschieht zusätzlich oftmals individuelle Pathologisierung und Diskriminierung.” (Allex 2012: 52 f.)

Auch zum Englischen als geschlechtsneutralere Sprache finden sich Anhaltspunkte, die die Aussage der Interviewpartnerin stützen. So heißt es: “Consequently, masculine generics concern more world classes and masculine markings are much more frequent in a text. This could intensify “male” associations and produce a stronger male bias than in English.” (Braun/Sczesny/Stahlberg 2005: 5)

5.4. Diskriminierungserfahrungen

Im Folgenden geht es darum, mit welchen Formen von Diskriminierung sich Trans*personen im Alltag konfrontiert sehen, welche Folgen diese Erfahrungen haben und wie Trans*personen darauf reagieren. Wie zu Beginn von Kapitel 5.3. erklärt, beziehen sich die Aussagen in Kapitel 5.4. ausschließlich auf Erfahrungen, die

Trans*personen im Alltag gemacht haben. Rechtliche und institutionelle Diskriminierungserfahrungen sind in Kapitel 5.3.3. behandelt.
Es bedarf zunächst einer Definition des Begriffs der Diskriminierung. Die Bundeszentrale für politische Bildung spricht von Diskriminierung, “wenn Individuen oder Gruppen eine Gleichbehandlung, die sie sich wünschen, verwehrt wird.” (bpb 2012: 1) Sie läge demnach erst dann vor, “wenn auch der Wunsch nach Gleichbehandlung verletzt wird: Ohne diesen Wunsch nach Gleichbehandlung wäre intergruppales Verhalten [...] nicht diskriminierend.” (ebd.)
Diskriminierung kann demnach individuell unterschiedlich wahrgenommen werden.

5.4.1. Formen der Diskriminierung

Diskriminierendes Verhalten findet sich in sehr vielen Lebensbereichen und kann ganz unterschiedliche Ausformungen haben: von Blicken in der Öffentlichkeit hin zu massiver körperlicher Gewalt. Wie in Kapitel 5.4. beschrieben, interpretiert jede Trans*person Erfahrungen individuell, wodurch Blicke und Sprüche im öffentlichen Raum von Person A als diskriminierend empfunden werden können, für Person B jedoch gänzlich unbemerkt bleiben können. So schildert Monkeyman beispielsweise, er würde es nicht tolerieren, mit dem falschen Pronomen angesprochen zu werden (vgl. Int. 01, 87), während Andi (Int.11) sagt, er fühle sich durch falsche Anrede und fehlendes Gendern nicht diskriminiert (vgl. Int 11, 87). Im Bereich des Berufes schildern zwei Befragte dagegen deutlich kronkretere Diskriminierungserfahrungen, indem sie nach dem Outing ihren Job verloren haben oder als Trans*person vergeblich auf der Suche nach einem Job sind, sodass zur Diskriminierung noch die unmittelbare Sorge um die wirtschaftliche Existenz kommt (vgl. Int. 08, 165; Int. 02, 51). Ebenso werden die Leistungen von Trans*personen im Vergleich zu Cispersonen häufig abgewertet. So beschreibt Julia (Int. 02): “Wenn die Leute sagen "Ich habe mich jetzt geoutet und ich werde jetzt voll akzeptiert." Das mag ja sein, aber wenn du irgendwie als - ich sag's mal abfällig - "Transe" dich geoutet hast und irgendwann kommt irgendwas, was gegen dich verwendet werden kann, dann geht das sofort: "Hier, die Transe."” (Int. 02, 53)
Für einige Befragte birgt der Kontakt zu Cispersonen ganz Grundsätzlich Diskriminierungspotenzial. Es werden Beispiele angeführt, in denen Cispersonen unangebrach-

te Fragen zu den Genitalien der Befragten äußerten (vgl. Int. 09, 248) oder darüber spekulierten, ob ihr Gegenüber männlich oder weiblich sei (vgl. Int. 01, 130). Einige Befragte trennen Unwissenheit und Diskriminierung dabei voneinander, für viele Befragte stehen sie allerdings in engem Zusammenhang, sodass eine Aussage aus Unwissenheit ebenso als diskriminierend empfunden werden kann.
Interessant ist, dass auf die Frage, ob das Gefühl bestehe, im Alltag diskriminiert zu werden, zwölf von 14 Befragten spontan mit “nein” antworteten, im weiteren Verlauf des Interviews jedoch sehr viele kleine Situationen beschrieben wurden, in denen Diskriminierung ersichtlich wird. Dies könnte damit zusammenhängen, dass der Begriff “Diskriminierung” spontan möglicherweise nur in Verbindung mit Extrembeispielen wie physischer Gewalt gebracht wird. Eine solche Erfahrung wurde lediglich von einer Person geschildert, deren Bekannte aufgrund ihres Trans*seins massiver physischer Gewalt ausgesetzt war (vgl. Int. 05, 26). Die hohe Anzahl an Codings in der Kategorie “Diskriminierung” deutet entgegen der spontanen Verneinung der Befragten ebenfalls darauf hin, dass die befragten Trans*personen sehr wohl mit Diskriminierung konfrontiert sind.
Negative Rückmeldungen des Bekanntenkreises auf das Outing von Trans*personen (s. 5.2.2. sowie 5.2.3.) können nach der Definition der bpb ohne Frage ebenso als Diskriminierung aufgefasst werden und sind auch nicht geringer zu gewichten.
Zieht man nun die Forschungsergebnisse Krells hinzu, wird zunächst deutlich, dass auch in dieser Studie extreme Erscheinungsformen der Diskriminierung wie Gewaltandrohung oder -ausübung nicht genannt wurden. Als häufig auftretende Formen der Diskriminierung werden dort Beschimpfungen, Mobbing und gesellschaftliche Benachteiligung genannt, welche zwar auch in diesem Forschungsprojekt dargelegt wurden, jedoch beschrieben die hier befragten Trans*personen diese nicht in einem solchen Ausmaß (vgl. Krell 2013: 39).

5.4.2. Die Rolle des Passings

Insgesamt - darin sind sich fast alle Befragten einig - erfährt man mehr Diskriminierung, je mehr man auffällt. Trans*personen mit einem schlechten Passing (s. 8.1.8) sowie nicht binäre Trans*personen sind somit vergleichsweise häufiger von Diskriminierung betroffen. Wie gut die Befragten ihr eigenes Passing einschätzen und für wie wichtig sie Passing halten ist Tabelle 2 zu entnehmen. Das Thema Passing betrifft le-

diglich binäre Transpersonen, weswegen in Tabelle 2 nur 13 Interviewte berücksichtigt wurden. Es ist zu sehen, dass die befragten Transmänner ihr eigenes Passing im Schnitt besser einschätzen als die befragten Transfrauen, die Wichtigkeit des Passings jedoch in beiden Gruppen ähnlich ist. Dazu ist zu sagen, dass das Passing für Transfrauen generell schwieriger ist als für Transmänner, weswegen Transfrauen im Vergleich auch häufiger Opfer von Diskriminierung werden.

	Transmann	**Transfrau**
Gut	3	1
Mittelmäßig	1	3
Schlecht	1	1
Keine Angabe	1	2
Gesamt	**6**	**7**
Wichtig	3	4
Mal wichtig, mal unwichtig	1	-
Unwichtig	-	2
Keine Angabe	2	1
Gesamt	**6**	**7**

Tabelle 2

Im Rahmen der Transition (s. 8.1.8.) eröffnen sich viele Möglichkeiten der Geschlechtsangleichung und somit auch der Passingsoptimierung. Von den insgesamt 14 Befragten gaben 13 an, diese in Anspruch nehmen zu wollen bzw. bereits in Anspruch genommen zu haben, Daniela (Int. 07) gab an, keine geschlechtsangleichenden Maßnahmen treffen zu wollen, da sie auch ohne glücklich als Frau lebe (vgl. Int. 07, 83).

Die hohe Relevanz des Passings und der Wunsch nach geschlechtsangleichenden Maßnahmen bedingen sich somit. Ein Transmann, der hohen Wert auf sein Passing legt, äußerte sich wie folgt dazu: “Also gerade die Hormone - ist das absolut Wichtigste. Auch gerade für das Passing und für das Wohlbefinden einfach [...] Die Hormone, die haben einfach alles geändert. Also die ganze Körperstruktur hat sich geändert, ich bin breiter geworden an den Schultern, schmaler an der Hüfte. So, und das macht einfach auch mega viel aus, was ich vorher gar nicht gedacht habe. Also die Hormone fand ich am wichtigsten überhaupt und danach kommt die Mastektomie. Also das Abnehmen der Brüste. Das hat nochmal mega den Schub gegeben für mein Selbstbewusstsein und für meine Freiheit auch” (Int. 11, 48) und thematisiert zusätz-

lich zu Passing und Angleichungsmöglichkeiten auch das persönliche Wohlbefinden, welches häufig durch geschlechtsangleichende Maßnahmen steigt.
Eine andere Befragte äußert zudem den Wunsch, dass Passing keine Rolle mehr spielen solle, da es unwichtig sei, ob man dem gesellschaftlichen Bild einer Frau entspricht oder nicht (vgl. Int. 09, 82). Basierend auf den dargelgten Ergebnissen wird folgende Ex-Post-Hypothese formuliert: “Je mehr eine Trans*person in der Öffentlichkeit auffällt, desto eher erfährt sie diskriminierendes Verhalten.”

Auch Udo Rauchfleisch behandelt diese Thematik in seiner Forschung und beschreibt sie wie folgt: “Dieses Streben nach einem guten Passing ist verständlich und durchaus sinnvoll, erhöht es doch die Akzeptanz, die dem betreffenden Trans*menschen von der Umgebung entgegengebracht wird. Außerdem wird dadurch das Leben in der neuen Rolle erleichtert. Hinzu kommt, dass ein gutes Passing sich auch stabilisierend auf das Selbstwertgefühl auswirkt.” (Rauchfleisch 2016: 83) Im Folgenden bestätigt er ebenfalls, das deutlich schwierigere Passing für Transfrauen (vgl. ebd). Diese Argumentation findet sich zudem in vielen weiteren Werken (vgl. u.a. Turner 2009: 7) und deckt sich mit den Ergebnissen dieses Projektes.

5.4.3. Umgang mit Diskriminierungserfahrungen

Eine klassische Folge und in diesem Fall Versuch zur Prävention von Diskriminierung zeigt sich bei fast allen Befragten: Vermeidungsverhalten. Dieses zeigt sich in vielen Lebensbereichen von Trans*personen und wird in diesem Unterkapitel näher betrachtet.
So werden beispielsweise bestimmte Orte oder Menschengruppen gemieden, bei denen ein erhöhtes Diskriminierungspotenzial besteht. Einige Befragte geben an, Gruppen von Kindern oder Jugendlichen zu meiden, da die Erfahrung gemacht wurde bzw. die Befürchtung besteht, dort Blicken und diskriminierenden Sprüchen ausgesetzt zu sein. Julia schildert ihr Verhalten wie folgt: “Die Konfrontation, durch die rauchenden Jugendlichen zu gehen, brauche ich nicht. Da wechsel ich immer die Straßenseite und erwarte eigentlich auch immer Sprüche, habe ich aber noch nie gehört.” (Int. 02, 91). Zudem geben viele Befragte an, sich in einem sozialen Umfeld zu bewegen, in dem sie sich als Trans*person akzeptiert fühlen, auch dies lässt sich als

Ausweichverhalten interpretieren (vgl. bspw. Int. 04, 76). Sich vor bestimmten Teilen der Familie nicht zu outen, ist ebenfalls eine Art von Vermeidungsverhalten, welches oft mit Blick auf konservative Familienmitglieder auftaucht. Eine Befragte schildert zudem, sich nachts ungern allein in der Öffentlichkeit zu bewegen und häufig einen längeren, dafür sicheren Weg nach Hause zu nutzen (vgl. Int. 10, 242).
Zwei Befragte engagieren sich zudem aktiv gegen Diskriminierung von Trans*personen, indem sie eine Teamer*innenausbildung zum Thema Gender besuchen und in Zukunft Aufklärungsarbeit leisten möchten oder sie im Umfeld der Schule bei einem Aufklärungsprojekt mitwirken (vgl. Int. 04, 84; Int. 13, 23).

Eine Studie der “European Union Agency For Fundamental Rights” (FRA) zum Thema Diskriminierung von Trans*personen in der EU kommt zu folgendem Ergebnis: “The EU LGBT survey results provide [...] an alarming reality for trans persons in the EU, who experience discrimination, harassment and violence in all spheres of life due to their trans identity. In an effort to escape these experiences, trans persons avoid expressing their gender identity and stay away from places where they fear assault, threat or harassment simply because they are trans. This reality deprives them of their right to participate equally in society and of several fundamental rights, such as the rights to dignity, to privacy, to respect for private life and to freedom of expression. The use of avoidance strategies increases their social invisibility and reinforces negative public stereotypes and attitudes, fuelling the phenomena of exclusion and marginalisation.” (FRA 2014: 98)
Viele dieser Ergebnisse decken sich mit denen dieses Forschungsprojektes. So kommt auch das vorliegende Forschungsprojekt zu dem Schluss, dass Trans*person in vielen Lebensbereichen im Vergleich zu Cispersonen einen anderen, diskriminierenden Umgang erfahren. Das Ausweichverhalten, welches einen Zentralen Punkt in Kapitel 5.4.3. einnimmt, wird auch in der Studie der FRA deutlich betont, bezieht sich jedoch in erster Linie auf Orte und nicht auf Personen.

5.5. Bezug zur Fragestellung

Abschließend zu Kapitel 5 wird nun der Rückbezug zur Forschungsfrage hergestellt. Diese lautete: “Wie beeinflussen Erfahrungen im Alltag das Handeln, das Auftreten und die Selbstperzeption von Trans*personen?”

Es sei zunächst gesagt, dass kein*e Interviewpartner*in Alltagserfahrungen in Bezug auf physische Gewalt erlebte. Sehr häufig dagegen wurde diskriminierendes Verhalten in Form von herabwertenden Blicken, Bemerkungen, absichtlichem Verwenden des falschen Pronomens oder unangebrachten Fragen bzw. Äußerungen geschildert. Diese hatten in ihrem alleinigen Auftreten dabei meist keine Auswirkungen auf die Befragten, in ihrer Gesamtheit dagegen schon. Je mehr eine Trans*person dabei in der Öffentlichkeit auffällt - meist durch schlechtes Passing -, desto eher erfährt sie solche Dinge. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass viele Trans*personen als Folge auf beschriebene Situationen insofern reagieren, dass sie versuchen, sich in das binäre Geschlechterbild einzufügen. Dies geschieht meist über Passingsoptimierung, sprich: angleichende Maßnahmen. Eine andere, eher passive Reaktion, die ebenfalls oft geschildert wurde, ist das Vermeidungsverhalten. So werden Orte und Menschen bzw. Menschengruppen gemieden, die für Trans*personen womöglich ein höheres Diskriminierungspotenzial darstellen. Unterstützung durch Freund*innen und Verwandte werden in diesem Zusammenhang von den Befragten als sehr wichtig empfunden.

Eine wichtige Erkenntnis abseits der Fragestellung ist, dass nicht von der “der” Trans*person bzw. “der” Transition die Rede sein kann, denn jede Trans*person erlebt ihre Transition individuell und hat unterschiedliche Ansichten zu Passing, angleichenden Maßnahmen und Cisnormativität. Zudem unterscheidet sich das Alter zum Zeitpunkt des inneren und äußeren Outings sowie die Reaktionen aus dem sozialen Umfeld von Person zu Person. Somit lautet die abschließende Ex-Post-Hypothese: “Jede Trans*person ist unterschiedlich und erlebt ihre Transition individuell.”

7. Literatur

Akremi, Leila (2014): Stichprobenziehung in der qualitativen Sozialforschung. In: Baur, Nina/ Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozi alforschung (1. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS, 265-282.

Allex, Anne (2012): Stop Trans*-Pathologisierung. Berliner Beiträge für eine interna tionale Kampagne. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher

Bohnsack, Ralf/ Marotzki, Winfried/ Meuser, Michael (Hrsg.) (2011): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung (3. Aufl.). Stuttgart: UTB, 154-156. [Stichwort: Theoretical Sampling.]

Bortz, Jürgen/ Döring, Nicola (2006): Forschungsmethoden und Evaluation für Hu man und Sozialwissenschaftler. (4. Aufl.). Heidelberg: Springer, 36-45. [Kapitel 2: Von einer interessanten Fragestellung zur empirischen Untersuchung.]

Cropley, Arthur (2005): *Qualitative Forschungsmethoden. Eine praxisnahe Einfüh rung* (2. Aufl.). Magdeburg: Dietmar Klotz Verlag, S.28-36.

Davy, Zowie (2011): Recognizing Transsexuals. Personal, Political and Medicolegal Embodiment. UK: Ashgate Publishing

Désirat, Karin (1982): Die Problematik der weiblichen Geschlechtsrollenidentifizier ung am Beispiel der transsexuellen Frau. Fakultät für Geistes- und Sozialwis senschaften der Universität Hannover

Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) / Berufsverband Deutscher Soziologen (BDS) (2014): *Ethik-Kodex der deutschen Gesellschaft für Sozio logie (DGS) und des Berufsverbandes Deutsche Soziologinnen und Soziolo gen (BDS).*

Flick, Uwe (2009): Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Ein Überblick für die BA-Studiengänge. Reinbek: Rowohlt, 20-27.

Flick, Uwe (2009): Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Ein Überblick über die BA-Studiengänge. Rowohlt Taschenbuch Verlag. Auflage: 1. Kapitel 2 Von einer Idee zur Fragestellung (S. 33-44).

Flick, Uwe (2009): *Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Ein Überblick für die BA-Studiengänge.*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1.Auflage, S.280-297.

Flick, Uwe (2014): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. (6. Aufl.). Reinbek: Rowohlt, S.56-70 & S.487-510.

Flick, Uwe (2014): *Gütekriterien qualitativer Sozialforschung*. In: Baur, Nina/ Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung (1. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS, S.411-423.

Friebertshäuser, Barbara/ Langer, Antje (2013): Interviewformen und Interview- prax is In: Friebertshäuser, Barbara/ Langer, Antje/ Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft (4. Aufl.). Weinheim/München: Beltz Juventa Verlag, 437-455.

Fütty, Jules T. (2010): Challenges posed by transgender-passing within ambiguities and interrelations. Graduate Journal of Social Science, Vol. 7, Issue 2.

Grunenberg, Heiko / Kuckartz, Udo (2013): *Qualitative Daten Computergestützt Aus werten: Methoden, Techniken, Software*. In: Handbuch Qualitative For schungsmethoden in der Erziehungswissenchaft (4., durchg. Aufl.). Weinheim, Basel: Juventa Verlag, S.501-515.

Hofbauer, Johanna/Doleschal, Ursula/Damjanova, Ludmilla (1999): So sein - und an ders. Geschlecht, Sprache und Identität. Frankfurt am Main: Lang

Hopf, Christel (2013): Qualitative Interviews ein Überblick. In: Flick, Uwe/ Kardorff, Ernst von/ Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch (10. Aufl.). Reinbek: Rowohlt, 349-360.

Hug, Theo/Poscheschnik, Gerald (2015): Empirisch Forschen. Die Planung und Um setzung von Projekten im Studium (2. Überarb. Aufl.). Wien: Hutler und Roth KG, 86-92. [Kapitel 3: Erste Schritte: Die Planung eines Forschungsprojekts.]

Hussy, Walter/ Schreier, Margit/ Echterhoff, Gerald (2013): Forschungsmethoden in Psychologie und Sozialwissenschaften (2. Aufl.). Heidelberg: Springer Verlag, 285-309. [Teil 3: Mixed Methods.]

Hussy, Walter/Schreier, Margit/ Echterhoff, Gerald (2013): *Forschungsmethoden in Psychologie und Sozialwissenschaften* (2. Aufl.). Heidelberg: Springer Verlag, S.276-280.

Kiegelmann, Mechthild (2010): Ethik, in: Mey, Günter/ Mruck, Katja. Wiesbaden: Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie, S. 382-394

Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz.(2. Aufl.). Weinheim/Basel: Beltz Juventa Verlag, 147-186. [Kapitel 2: Interviewformen -ein Überblick.]

Kuckartz, Udo (2016): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunter stützung* (3., überarb. Aufl.). Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S.97-121.

Kuckartz, Udo (2010): *Einführung in die Computergestützte Analayse qualitativer da ten* (3., aktl. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.57-71.

Lamnek, Sigfried (2010): Qualitative Sozialforschung (5. Aufl.). Weinheim: Beltz Ver lag, 19-29. [Kapitel 2: Erste Charakterisierung qualitativer Sozialforschung.]

Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung (5. Aufl.). Weinheim: Beltz Ver lag, 127-167. [Kapitel 4.4: Gütekriterien.]

Lamnek, Sigfried (2010): Qualitative Sozialforschung (5. Aufl.). Weinheim: Beltz Ver lag, 301-371. [Kapitel 8: Qualitatives Interview.]

Lindemann, Gesa (1993): Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungs feld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Logie, Carmen H./ James, Llana/ Tharao, Wangari/ Loutfy, Mona R. (2012): "We don't exist": a qualitative study of marginalization experienced by HIV-positive lesbian, bisexual, queer and transgender women in Toronto, Canada. Journal of the International AIDS Society

Martínez-San Miguel, Yolanda/Tobias, Sarah (2016): Trans Studies. The challenge to hetero/homo normativities. New Brunswick, New Jersey, London. Rutgers Uni versity Press.

Mayring, Philipp (2016): *Qualitative Sozialforschung.* Weinheim und Basel: Beltz Ver lag, 6.überarbeitete Auflage, S.140-148.

Merkens, Hans (2013): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, Uwe/ v. Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch (10. Aufl.). Reinbek: Rowohlt, 286-299.

Mey, Günter/ Mruck, Katja (2010): Interviews. In: Mey, Günter/ Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie (1. Aufl.). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, 423-435. [Teil 3.]

Nitsch, Jürgen R.; Hackfort, Dieter (1994): *Der rote Faden. Eine Einführung in die Technik wissenschaftlichen Arbeitens*. Köln: bps-Verlag, 1. Auflage, *S.56-58.*

Oswald, Hans (2013): Was heißt qualitativ forschen? In: Friebertshäuser, Barbara/ Langer, Antje/ Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungs methoden in der Erziehungswissenschaft (4. durchg. Aufl.). Weinheim/ München: Beltz Juventa Verlag, 183-201.

Przyborski, Aglaja/ Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. (4. Aufl.). München: Oldenbourg Verlag, 1-10. [Kapitel 1: Erkennt nisinteresse, methodologische Positionierung, Forschungsfeld, Methode]

Przyborski, Aglaja/ Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch (4. Aufl.). München: Oldenbourg Verlag, 177- 187. [Kapitel 4: Sampling.]

Rauchfleisch, Udo (2006): Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Beglei tung, Therapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Rauchfleisch, Udo (2016): Transsexualität - Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Riegel, Ulrich (2004): Gott und Gender. Eine empirisch-religionspädagogische Unter suchung nach Geschlechtsvorstellungen in Gotteskonzepten. Münster: LIT Verlag

Rosenblum, Darren (2000): 'Trapped' in Sing-Sing: Transgendered Prisoners Caught in the Gender Binarism, Journal of Gender & Law, Vol. 6

Schreier, Margit (2010): Fallauswahl. In: Mey, Günter/ Mruck, Katja (Hrsg.): Hand buch Qualitative Forschung in der Psychologie (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Ver lag, 238-251.

Sigusch, Volkmar (1980): Therapie sexueller Störungen. Stuttgart: Georg Thieme Verlag

Sigusch, Volkmar (2011): Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexu al-forschung und Politik. Frankfurt/New York: Campus Verlag

Strübing, Jörg (2013): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. (1. Aufl.). München: Oldenbourg Verlag, 1-26. [Kapitel. 1: Einlei tung: Was ist eigentlich qualitative Sozialforschung.]

Stryker, Susan/Whittle, Stephen (2006): The Transgender Studies Reader. New York: Routledge

Turner, Lewis (2009): Transphobic Hate Crime In The European Union. A Research Project Sponsored by ILGA-Europe and Press For Change. London: Press For Change

Von Unger, Hella (2014): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen.* (1. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS, S.15- 39.

7.1. Internetquellen

Braun, Friederike/ Sczesny, Sabine/ Stahlberg, Dagmar (2005): Cognitive effects of masculine generics in German. An overview of empirical findings. URL: http://boris.unibe.ch/75303/1/Cognitive%20effects%20of%20masculine%20generics%20in%20German.pdf (Zugriffsdatum: 17.02.2017)

Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (2016): Zusammenstellung der Geschäftsübersichten der Amtsgerichte für die Jahre 1995 bis 2015 (Stand: 12. August 2016). URL: https://www.bundesjustizamt.de/DE/SharedDocs/Publikationen/Justizstatistik/Geschaeftsentwicklung_Amtsgerichte.pdf?__blob=publicationFile&v=9 (Zu griffsdatum: 01.10.2016)

Bundesministerium der Justiz und Verbraucherschutz: Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (Transsexuellengesetz - TSG). URL: http://www.gesetze-im-internet.de

/tsg/BJNR016540980.html#BJNR016540980BJNG000100311 (Zugriffsdatum: 16.02.2016)

Bundeszentrale für politische Bildung (2012): Vorurteile, Differenzierung und Diskriminierung. Sozialpsychologische Erklärungsansätze. URL: http://www.bpb.de/apuz/130413/vorurteile-differenzierung-und-diskriminierung-sozialpsychologische-erklaerungsansaetze?p=0 (Zugriffs datum: 15.02.2017)

Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information: ICD-10-GM. URL: http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-gm/index.htm (Zugriffsdatum: 19.01.2017)

Dresing, Thorsten/ Pehl, Thorsten: *Vereinfachtes Transkriptionssystem*. Verfügbar über: www.audiotranskription.de/audiotranskription/upload/vereinfachte transkription30-09-11.pdf (Zugriff: 02.04.2015).

DSM-IV: Was ist das ICD 10 bzw DSM-IV ? Einteilung psychischer Störungen nach ICD 10 und DSM-IV (ICD-10 und DSM-IV). URL: http://web4health.info/de/answers/psy-icddsm-what.htm (Zugriffsdatum: 19.01.2017)

Duden Wörterbuch - Coming-out. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Coming_out (Zugriffsdatum 18.02.2017)

FRA (2014): Being Trans in the European Union. Comparative analysis of EU LGBT survey data. URL: http://fra.europa.eu/en/publication/2014/being-trans-eu-comparative-analysis-eu-lgbt-survey-data (Zugriffsdatum: 17.02.2017)

Franzen, Jannik/Sauer, Arn (2010): Benachteiligung von Trans*Personen, insbesondere im Arbeitsleben. Antidiskriminierungsstelle des Bundes. URL: http://www.transinterqueer.org/download/Publikationen/benachteiligung_von_trans_personen_insbesondere_im_arbeitsleben.pdf (Zugriffsdatum: 14.02.2017)

ICD-Code 10 (2017): F64.- Störungen der Geschlechtsidentität. URL: http://www.icd-code.de/suche/icd/code/F64.-.html?sp=Strans (Zugriffsdatum: 19.01.2017)

Krell, Claudia (2013): Abschlussbericht der Pilotstudie. Lebenssituation und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutsch land. Herausgegeben von: Deutsches Jugendinstitut e.V. München.
URL: https://www.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/Studien/Abschlussbericht_Pilotstudie_Lebenssituationen_und_Diskriminierungserfahrungen_von_homosexuellen_Jugendlichen_in_Deutschland.pdf (Zugriffsdatum: 13.02.2017)

Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2015): Coming-out - und dann…?!. Ein Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen. München: Deutsches Jugendinstitut e.V. URL: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2015/DJI_Broschuere_ComingOut.pdf (Zugriffsdatum: 15.02.2017)

Küppers, Carolin (2012): Soziologische Dimensionen von Geschlecht. URL: http://www.bpb.de/apuz/135431/soziologische-dimensionen-von-geschlecht?p=all (Zugriffsdatum: 20.12.2016)

Leimbach, Alina (2017): Endlich Trans-Models bei GNTM! Endlich Schönheitswahn für alle! URL: http://noizz.de/fashion/gntm-startet-mit-zwei-trans-kandidatinnen/rzkp1xc (Zugriffsdatum: 10.02.2017)

Mein Geschlecht. Genderqueer. URL: http://www.meingeschlecht.de/mcm_glossary/genderqueerqueer/ (Zugriffsdatum: 22.11.2016)

Merriam Webster's Dictionary, 2017 https://www.merriam-webster.com/dictionary/genderqueer (Zugriffsdatum: 18.02.2017)

Nieder, Timo O./Briken, Peer/Richter-Appelt, Hertha (2014): Transgender, Transsexualität und Geschlechtsdysphorie: Aktuelle Entwicklungen in Diagnostik und Therapie. URL: https://www.thieme.de/statics/dokumente/thieme/final/de/dokumente/tw_psychiatrie-psychotherapie-psychosomatik/transgender.pdf (Zugriffsdatum: 20.12.2016)

Spiegel (2017): Tanssexualität ist in Dänemark keine Krankheit mehr. URL: http://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/daenemark-streicht transsexualitaet-von-liste-psychischer-krankheiten-a-1128421.html (Zugriffsdatum: 06.01.2017)

Tompkins, Avery (2014): Asterisk. URL: http://tsq.dukejournals.org/content/1/1-2/26.full.pdf (Zugriffsdatum: 22.11.2016)

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. URL: http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519 (Zugriffsdatum: 17.10.2016)

8. Anhang

8.1. Erhebungs- und Auswertungshilfen

8.1.1 Vorlauf Zum Interviewleitfaden

Im Rahmen einer Lehrveranstaltung führen wir Qualitative Interviews mit Trans*personen durch. Wir wollen damit den Alltag von Trans*personen in den Vordergrund rücken und analysieren inwiefern Trans*sein den Alltag bestimmt und unter Umständen auch beeinflusst. Dieses Gespräch wird aufgenommen, auf dem Tisch siehst du das Hauptaufnahmegerät und ein Zweitaufnahmegerät zur Sicherheit. Diese Aufnahme wird dann später zur Analyse verschriftlicht. Dafür müsstest du einmal diese Zustimmungserklärung unterschreiben. Diese verschriftlichen Daten werden dann in unserem Forschungsbericht verwendet und mit den Daten aus anderen Gesprächen verknüpft. Mit dieser Vertraulichkeitserklärung sichern wir dir zu, dass alle Daten, die auf deine Person zurückführen könnten, anonymisiert werden und deine Identität absolut geschützt bleibt. Es handelt sich um ein offenes Gespräch. Bitte erzähle frei und setzte eigene Schwerpunkte. Es steht dir frei Fragen nicht zu beantworten oder das Interview abzubrechen. Du bestimmst die Themen des Gesprächs. Wir arbeiten

mit einem Leitfaden. Wenn du Themen aus diesem Leitfaden ansprichst stelle ich eventuell nachfragen dazu, solltest du bestimmte Themen aus dem Leitfaden nicht ansprechen, die ich trotzdem gerne besprechen würde, würde ich diese Themen am Ende des Gesprächs ansprechen. Das Gespräch soll also eher einseitig sein, so dass ich einen Eindruck bekomme. Meine eigene Meinung ist dabei nicht gefragt. Hast du Fragen zum Interview? Dann können wir jetzt anfangen.

8.1.2. Kurzfragebogen

a) Soziodemographische Daten:
a1. Interviewnummer:
a2. Pseudonym:
a3. Alter:
a4. Beruf:
a5. Bildungsabschluss:
a6. Geburtsort:
a7. Familienstand:

b) Projektspezifische Rahmendaten:
b1. Erster Kontakt mit dem Thema Transgender im Alter von:
b2. Pronomen:
b3. Inneres Outing im Alter von:
b4. Äußeres Outing im Alter von:
b5. Persönliche Identitätsbeschreibung:
b6. Werden Veränderungen angestrebt um dem erlebten Geschlecht zu entsprechen?
[ ] Ja [ ] Nein

8.1.3. Leitfaden

Eisbrecher

1.Was waren deine ersten Gedanken als du die Anfrage zu diesem Interview bekommen hast?

Vorstellung

Magst du dich bitte einmal vorstellen?

Outing (versuchen weichen Übergang zu schaffen)

2. Wie verlief der Prozess des inneren Outings? (Prozess der Erkenntnis)

2.1 Wie verlief der Prozess des äußeren Outings?

-privat (Familie, Freunde etc.)

-institutionell (z.B. Arbeit, Studium, Schule, Verein)

Selbstdarstellung

3. Welche Folgen hat das äußere Outing (inneres Outing) für deine Selbstdarstellung ?

3.1 Inwieweit haben sich Äußerlichkeiten/äußere Merkmale verändert?

3.2 Inwieweit ist eine physische/medizinische Angleichung geplant?

3.3 Welche Rolle spielt Passing für dich? (die Wahrnehmung deines erlebten Geschlechts von anderen)

Individueller Prozess und soziales Umfeld

4. Wie haben andere deine Haltung zum Thema Trans* beeinflusst?

4.1 Eltern

4.1.1 Wie haben deine Eltern/ "Erziehungsberechtigten" reagiert?

4.1.2 Wie gestaltet sich das Verhältnis zu deinen Eltern?

4.2 Familie

4.3 Freunde

4.4 Netzwerke

4.5 Inwiefern hat die Haltung deines Umfelds deine Entscheidung zum "Outing" beeinflusst? Evtl auch Handeln und Selbstwahrnehmung

Pathologisierung

5. Eine Nichtübereinstimmung zwischen dem erlebten und dem körperlich bestehenden Geschlecht wurde lange als Krankheit eingestuft, heutzutage wird es als Störung diagnostiziert

5.1 Wie fühlst du dich dabei?

5.2 In welchen Bereichen hast du (vielleicht) das Gefühl als "krank" oder "gestört" wahrgenommen zu werden?

- In der Familie
- Im Freundeskreis
- Auf dem Arbeitsplatz / In der Schule
- Im öffentlichen Raum

5.3 Wie hat sich das auf dich ausgewirkt? (Selbstwahrnehmung)

Angleichung

6. Welche institutionellen Hürden auf dem Weg hin zu der rechtlichen Anerkennung deines erlebten Geschlechtes gab es? Und wie haben sie sich auf die Verfolgung deines Zieles ausgewirkt?

6.1 Namensänderung

6.2 Hormonbehandlung

6.3 Anweisung zu einer Therapie/ Kostenübernahmen durch Krankenkasse

Psychotherapie

7. Die Person des Psychotherapeuten nimmt einen herausgehobenen Stellenwert für viele Trans*personen ein, wie waren deine Erfahrungen mit dieser?

7.1 Freiwillig/gezwungen um zum Ziel zu kommen

7.2 Therapie außerhalb der Begleittherapie?

(Selbstwahrnehmung)

Heteronormativität

8.1 Nimmst du es so wahr, dass du dich im öffentlichen Raum einem spezifischen Geschlecht zuordnen musst? (WC)
8.2 Wie reagierst du auf den Zuordnungszwang hinsichtlich eines klar definierten Geschlechtes im öffentlichen Raum?

Diskriminierung
9. Wie waren deine Erfahrungen im öffentlichen Raum? Gab es Erfahrungen mit Diskriminierung nach dem "outing"?

9.1 In der Familie
9.2 Im Freundeskreis
9.3 Auf dem Arbeitsplatz / In der Schule (Welche Tätigkeit gehst du nach?)
9.3.1 Wie hat sich deine ökonomische Situation verändert?
(9.3.2 schlechte Bezahlung, Jobverlust, Jobwechsel)
9.4 Im öffentlichen Raum
9.5 Wie hat sich das auf dich ausgewirkt?
9.6 evtl. Mehrfachdiskriminierung

Trans*phobie
10. Wie sind deine Erfahrungen mit Trans*phobie?

10.1. Sexismus und Zwang zur Geschlechterstereotypisierung ?
10.2. psychische, physische (sexualisierte) Gewalt? (sensibel fragen)
10.3. Welche Folgen haben deine Diskriminierungserfahrungen hinsichtlich:
10.3.1. Deiner Selbstwahrnehmung?
10.3.2. Deines Handelns?

Ausland
11. Fühlst du dich gut im deutschen Rechtssystem repräsentiert?
12. Hast du Kontakt zu Trans*personen im Ausland?

12.1 Kannst du deine Erfahrungen vergleichen mit denen von Trans*personen im Ausland (Unterschiede/ Gemeinsamkeiten)
12.2 Was funktioniert in Deutschland gegenüber anderen Ländern gut im Bezug auf das Thema Transgender und was eher schlecht?

12.3 Gibt es Länder die du aus Gründen nicht besuchen würdest (siehe oben)

Religion

13. Welche Rolle spielt Religion in deinem Leben?

    13.1 Übst du eine Religion aus oder hast du eine ausgeübt?

    13.2 Gehören deine Eltern einer Religion an und hat diese Auswirkungen auf ihr Verhältnis zu dir?

    13.3 Hast du das Gefühl, dass es religiöse Gruppen gibt von denen du dich nicht akzeptiert fühlst und wenn ja welche wären das?

Medien

14.Verfolgst du das Thema Transgender in den Medien, zum Beispiel im Fernsehen, Zeitschriften etc?

    14.1 Fernsehen / Realityshows (Bsp. Caitlyn Jenner, RTL 2)?

    14.2 Politisch Debatten / Präsens von Bewegungen in den Medien?

    14.3 In wie fern fühlst du dich repräsentiert?

    14.3 Welchen Zweck erfüllt deiner Meinung nach die Darstellung und Themati sierung des Themas in den Medien?

15. Gibt es noch irgendetwas, was deiner / Ihrer Meinung nach zu dem Thema noch gesagt werden muss?

8.1.4. Postscript

1. Interviewcode und Pseudonym:
2. Datum:
3. Ort:
4. Dauer:
5. Interviewer:
6. Wie wirkte der/die Interviewte auf mich:
7. Erzählbereitschaft der/ des Interviewten:
8. Erzählstil, besondere Mimik, Gestik:
9. Auffälligkeiten der Räumlichkeiten:
10. Störungen, Vorkommnisse:
11. Befindlichkeiten:

12.Methodische Essenz aus dem Interview: Was habe ich gelernt oder neu erfahren in methodischer Hinsicht?
13.Inhaltliche Essenz aus dem Interview: Was habe ich gelernt oder neu erfahren in inhaltlicher Hinsicht?
14.Meine Stellung zur interviewten Person:
15.Projektrelevante Informationen vor und nach dem Interview:

8.1.5. Interviewregeln

Jede*r geht vorbereitet in das Interview
Authentische Kleidung, angemessen
Neutrales, angenehmes Umfeld (Elch Keller, Fachschaftsraum?)
Dritte Personen dürfen, auf Wunsch, anwesend sein, dürfen sich aber nicht einmischen
Neutrale und einheitliche Atmosphäre in allen Interviews
Interview nicht zu früh und nicht zu spät durchführen
Keine Vergütung für Interviewte
Einheitliche Vorstellung (Einseitiges Interview, Motivation …)
Form:
Relevante Begriffsdefinitionen werden vorher in der Gruppe geklärt und festgelegt
Professionell distanziert bleiben
Interviewte*n bitten das Handy auszuschalten
Interviewer*in stellt sich mit Pronomen vor
Du anbieten aber nicht durchsetzen
Möglichst im neunzig Grad Winkel zueinander sitzen
Keine Korrektur oder Unterbrechung
Falsche Begrifflichkeiten professionell handeln
Reflexion:
Regelmäßiger Austausch und Reflexion des Leitfadens

8.1.6. Gruppencodewortbaum

Liste der Codes	#
Codesystem	2514
01.Kurzfragebogen	13
01.01 Soziodemographische Daten	13
01.01.01 Interviewnummer	14
01.01.02 Pseudonym	14
01.01.03 Alter	14
01.01.04 Beruf	14
01.01.05 Bildungsabschluss	14
01.01.06 Geburtsort	14
01.01.07 Familienstand	14
01.02 Projektspezifische Daten	13
01.02.01 Erster Kontakt mit dem Thema	14
01.02.02 Pronomen	13
01.02.03 Inneres Outing Alter	14
01.02.04 Äußeres Outing Alter	14
01.02.05 Persönliche Identitätsbeschreibung	14
01.02.06 Werden Veränderungen angestrebt	14
02.Vorlauf	08
02.01 Erste Gedanken	14
02.02 Vorstellung	15
03. Outing	17
03.01 Äußeres Outing	42
03.01.01 Ängste	25
03.01.02 Freunde	21
03.01.03 Familie	21
03.01.03.01 Eltern	13
03.01.03.02 Kinder	05
03.01.03.03 Beziehung	09

03.01.04 Schule 10
03.01.05 Beruf 14
03.02 Inneres Outing 18
03.02.01 Erste Anzeichen 26
03.02.02 Findungsphase 26
03.02.03 Alter als Faktor 09
04. Tätigkeit 02
04.01 Beruf 21
04.01.01 Kollegen 06
04.01.02 Vereinbarkeit Beruf und Trans*leben 10
04.02 Uni 02
04.03 Schule 08
05. Selbstdarstellung 22
05.01 Äußere Darstellung 27
05.01.01 Auftreten 19
05.01.01.01 Teilzeit Leben im Biol. Geschlecht 09
05.01.02 Haare 15
05.01.03 Kleidung 29
05.02 Eigene Handlungen 23
06. Soziales Umfeld 30
06.01 Unterstützung 22
06.02 Familie 12
06.02.01 Partnerschaft 27
06.02.02 Eltern 21
06.02.03 Kinder 13
06.02.04 Geschwister 09
06.03 Freundeskreis 13
06.03.01 Trans* Personen als Freunde 15
06.04 Wegfallen sozialer Strukturen 06
06. 05 Sexualität 02
07. Angleichung 44
07.01.Probleme 07
07.02 Umgang mit dem biologischen Geschlecht 35

07.03 Finanzen 23
07.04 Operative Maßnahmen 38
07.05 Hormontherapie 41
07.06 Juristische Schritte 26
07.06.01 Gutachter 17
07.07 Passing 52
07.08 Therapie 15
07.07.01 Psychotherapie 21
07.07.01.01 Erfahrungen und Probleme 20
07.07.01.02 Zwang 11
07.07.01.03 Motivation 11
07.09 Pathologisierung 35
07.08.01 Zwang zur Psychotherapie 08
07.10 Krankenkasse 02
07.11 Trans*identität und Kindheit 02
08. Heteronormativität 31
08.01 Zuordnungszwang 49
08.01.01. Toilette 16
08.02 Geschlechterstereotypisierung 39
08.03 Rechtssystem 50
09. Diskriminierung 79
09.01 Folgen der Diskriminierung 16
09.01.01 Ausweichverhalten 19
09.01.02 Entgegenwirken 16
09.02 Umgang mit Diskriminierung 31
09.03 Sexismus 11
09.04 Verbale Gewalt 30
09.05 Ausgrenzung 20
09.06 Cyber Mobbing 05
09.07 Physische Gewalt 06
10. Ausland 23
10.01 Einschätzung der Lage im Ausland 39
10.02 Kontakte zu Trans*personen im Ausland 09

10.03 Erfahrungen im Ausland 13
11. Religion 16
11.01 Direktes Umfeld 11
11.02 Eigene Einstellung 21
12. Medien 15
12.01 Personen des öffentlichen Lebens 15
12.02 Informationsquellen 23
12.03 Vernetzung 19
12.04 Darstellung von Trans* in Medien 26
12.04.01 Repräsentativität 07
12.05 Kritik zum Umgang mit dem Thema in Medien 34
13. Unterstützung nach dem Outing 00
13.01 Hoch 13
13.02 Mittel 37
13.03 Niedrig 49
14. Postscript 12
14.01 Interviewcode und Pseudonym 13
14.02 Datum 13
14.03 Ort 13
14.04 Dauer 13
14.05 Interviewer*in 13
14.06 Wirkung Befragte*r 13
14.07 Erzählbereitschaft Befragte*r 13
14.08 Erzählstil 13
14.09 Auffälligkeiten der Räume 13
14.10 Störungen 13
14.11 Befindlichkeiten 13
14.12 Methodische Essenz 13
14.13 Inhaltliche Essenz 13
14.14 Stellung zur befragten Person 13
14.15 Projektrelevante Daten ausserhalb 14
15. Irrelevant 234

8.1.7. Projektposter

Erfahrungen von Trans*personen

Ein Projekt von Anne Bartels, Jule Bosak, Jan Rene Hörmann, Robin Osterkamp, Friederike Wünsch, Justine Zamzow, Marie-Luise Zarske

Wie beeinflussen Erfahrungen im Alltag das Handeln, das Auftreten und die Selbstperzeption von Trans*personen?

Definitionen

Trans*/Trans*Ident: Tief gefühlte Diskrepanz zwischen dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht und dem erlebten Geschlecht[1]
Transition: Vorgang der Angleichung an das erlebte Geschlecht, dieser Kann sowohl sozial (z.B. Coming out), juristsich (z.B. Vornamensänderung) als auch medizinisch (z.B. Hormontherapie) sein
Cis/Cisgender: Tief gefühlte Übereinstimmung mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht
Nicht binär: Geschlechtsidentäten außerhalb der Mann/Frau Binäre
Passing: Von anderen erfolgreich als Person des erlebten Geschlechts wahrgenommen zu werden

Motivation

- Unzureichende Forschung über Trans*personen
- Zu mehr Sichtbarkeit und Repräsentanz verhelfen
- Darstellung von der sexuellen Orientierung und Geschlechteridentität als zwei verschiedene Aspekte, Plattform bieten
- Wenig Sichtbarkeit von non-binären Personen -> Fokus auf Zweigeschlechtlichkeit
- Einblick in ein neues und relativ unerforschtes Thema gewinnen
- Betrachtung möglicher Diskriminierungen und daraus resultierender Leidensdruck

Methode

Erhebung

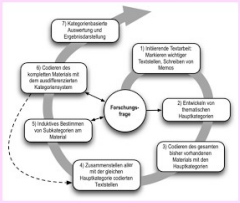
Problemzentriertes Interview nach Witzel, in dem mittels eines Leitfadens, aus allgemeinen und spezifischen Sondierungsfragen, weitgehend offen, zielorientiert, jedoch gleichzeitig flexibel Trans*personen befragt wurden, um Hypothesen zu generieren und zu prüfen (vgl. Lamnek 2010: 372).

bsp:" Wie reagierst du auf den Zuordnungszwang hinsichtlich eines klar definierten Geschlechtes im öffentlichen Raum?"

Wie verlief der Prozess des inneren Outings? (Prozess der Erkenntnis)

Auswertung

Die Auswertung erfolgte durch die inhaltlich strukturierende qualitative Datenanalyse nach Kuckartz (2016) (Siehe Abb.). Als stärkste Abweichung wurde der Codierprozess erst individuell, dann als Gruppe vorgenommen.



(Inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse, Kukartz 2016: 100)

"Man hat einen harten Kampf mit sich, klar! Aber der Kampf, den nimmt einem keiner ab! Ich muss mich dort draußen auf der Straße im Einkaufscenter, vor meinen Familienkreis, vor meinen Bekanntenkreis, auf Arbeit, in der Straßenbahn, im Zug, im Eiscafé, im Stadion (...) bin ich sichtbar. (...) Dem muss ich mich stellen!" **- Interviewpartnerin Daniela**

Ergebnisse

- Oft schildern die Befragten nur wenige konkrete Diskriminierungserfahrungen. Auf Nachfrage kommen allerdings nach und nach viele kleine Diskriminierungen ans Licht.
- Mehr Diskriminierungserfahrungen bei nicht binären Trans*personen oder Trans*personen mit schlechtem Passing
- Das soziale Umfeld der Befragten reagierte ganz unterschiedlich auf das Outing -> Freund*innen fanden den besten Umgang, Eltern und Partner*innen den schlechtesten
- Viele fühlten sich durch das bestehende Rechtssystem in ihrer Transition/Motivation gebremst und kritisieren dieses in mehrfacher Hinsicht
- Medial wird das Thema nur wenig, und wenn, dann sehr einseitig und plakativ behandelt, was Stereotype Trans* Menschen gegenüber verstärkt
- 14 Interviewte erleben die Transition auf 14 unterschiedliche Wegen

Fazit

- Ausgang unserer Gruppe von Diskriminierungserfahrungen, aber Interviewte haben insgesamt von wenig Diskriminierungserfahrungen berichtet
- Größte Probleme waren Hürden bei der Anerkennung von Trans*identität durch Behörden
- Insgesamt waren die Erfahrungen positiv, ein vielseitiges Sample sorgte für unterschiedliche Ergebnisse.
- Die persönlichen Diskriminierungserfahrungen der befragten Personen fielen deutlich niedriger aus als erwartet, jedoch hat sich herausgestellt, dass es in Deutschland große formale Schwierigkeiten für Trans*personen gibt.
- Die Quintessenz aus unserer Studie ist somit größere Toleranz von staatlicher Seite aus zu fordern und sich eventuell am Beispiel von Schweden zu orientieren, die erst kürzlich ein geschlechtsneutrales Pronomen in ihren Sprachgebrauch eingeführt haben, und den Umgang mit dem Thema Trans* grundlegend zu verändern.

Kuckartz, Udo (2016): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung (3., überarb. Aufl.). Weinheim/Basel: Beltz Juventa / Lamnek, Sigfried (2010): Qualitative Sozialforschung (5. Aufl.). Weinheim: Beltz Verlag

[1]Dies ist keine medizinische Definition. Diese lässt sich im ICD10 unter dem Code F64.0 finden.

8.1.8. Glossar

Äußeres Outing/Coming-out: “Coming out of the closet” (vgl. Krell/Oldemeier 2015: 9) bezeichnet ein ”absichtliches, bewusstes Öffentlichmachen von etwas” (Duden.de) meist im Bezug auf die eigene Sexualiät oder Geschlechtsidenti fikation. Der Begriff zielt darauf ab die eigene Identität nicht zu verstecken, sie also nicht im stillen Kämmerlein (closet) auszuleben, sondern die Identität im Rahmen von heteronormativen und cisnormativen Erwartungen, die an einen gestellt werden richtigzustellen (vgl. Krell/Oldemeier 2015: 9). Dieser Prozess folgt meistens dem inneren Outing (vgl. Krell/Oldemeier 2015: 9).

Binäre Geschlechterordnung: Die gesellschaftliche Annahme, dass das System von Geschlecht einzig und allein aus einer männlich - weiblich Dichotomie besteht, die sich sowohl in körperlichen Merkmalen, wie auch psychologischen Ei genschaften manifestiert (Rosenblum, 2000: 503) .

Cis/Cisperson: Bei Cispersonen stimmt das bei der Geburt zugewiesene Geschlecht mit der Geschlechtsidentität überein (vgl. Sigusch 2011: 137).

Cisnormativität: Beschreibt die gesellschaftliche Haltung, dass alle Menschen sich mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren (vgl. Logie et al. 2012: 2).

DSM-IV: DSM-IV: „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“ (http://web4health.info/de/answers/psy-icddsm-what.htm)

ICD-10: „Die Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme, 10. Revision, German Modification (ICD-10-GM) ist die amtliche Klassifikation zur Verschlüsselung von Diagnosen in der ambulanten und stationären Versorgung in Deutschland.“ (http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-gm/index.htm)

Inneres Outing: Der Prozess in dem sich ein Mensch selbst darüber bewusst wird, dass eine heteronormative oder cisnormative Einordnung der eigenen Identität für die eigene Person nicht passend ist (vgl. Krell/Oldemeier 2015: 9).

Interview: Ein Interview ist „ein planmäßiges Vorgehen mit wissenschaftlicher Zielset zung, bei dem die Versuchsperson durch eine Reihe gezielter Fragen oder mitgeteilter Stimuli zu verbalen Informationen veranlasst werden soll.“ (Sch euch 1967: 70; zitiert in Lamnek 2010: 302)

Heteronormativität: Die gesellschaftliche Annahme, dass das binäre (zweigeteilte) Geschlechtersystem und heterosexuelles Verlangen naturgegeben und selb stverständlich sind (vgl. Krell/Oldemeier 2015: 8).

*LSBT**: Abkürzung für “Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Trans*” wobei der Asterisk wie bei Trans* für die Inklusion von nicht explizit genannten Identitäten steht, die trotzdem unter die sexualitäts- und gender Thematik fallen (Bsp. Intersexual ität oder Questioning) (vgl. Krell/Oldemeier 2015: 8).

Nicht-binär/Genderqueer: Eine Person, deren Geschlechtliches Empfinden nicht (ausschließlich) in die binären Kategorien ‘männlich’ oder ‘weiblich passt (Mer riam-Webster Dictonary, 2017)

Passing: Beschreibt das Konzept von anderen als Mitglied einer anderen Gruppe wahrgenommen zu werden. Der Begriff findet seinen Ursprung in der Rassen trennung der USA, in denen besonders hellhäutige Afroamerikaner unter Um ständen für Weiße gehalten wurden, also ein ‘Passing’ hatten, welches Ihnen bestimmte Privilegien zukommen lassen konnte. Im Kontext der Trans*them atik beschreibt Passing den Vorgang von anderen als das erlebte Geschlecht wahrgenommen zu werden (vgl. Fütty 2010: 62f.).

Queer: Meist gebraucht als Sammelbegriff für nicht normative Lebensweisen. Dieser Begriff galt längste Zeit als Beleidigung (vornehmlich) gegen Homo se-

xuelle, wurde aber im Rahmen der Gay-rights Bewegung der 80er und 90er *re-claimed,* also positiv umbesetzt (vgl. Heather Love 2014: 172f).

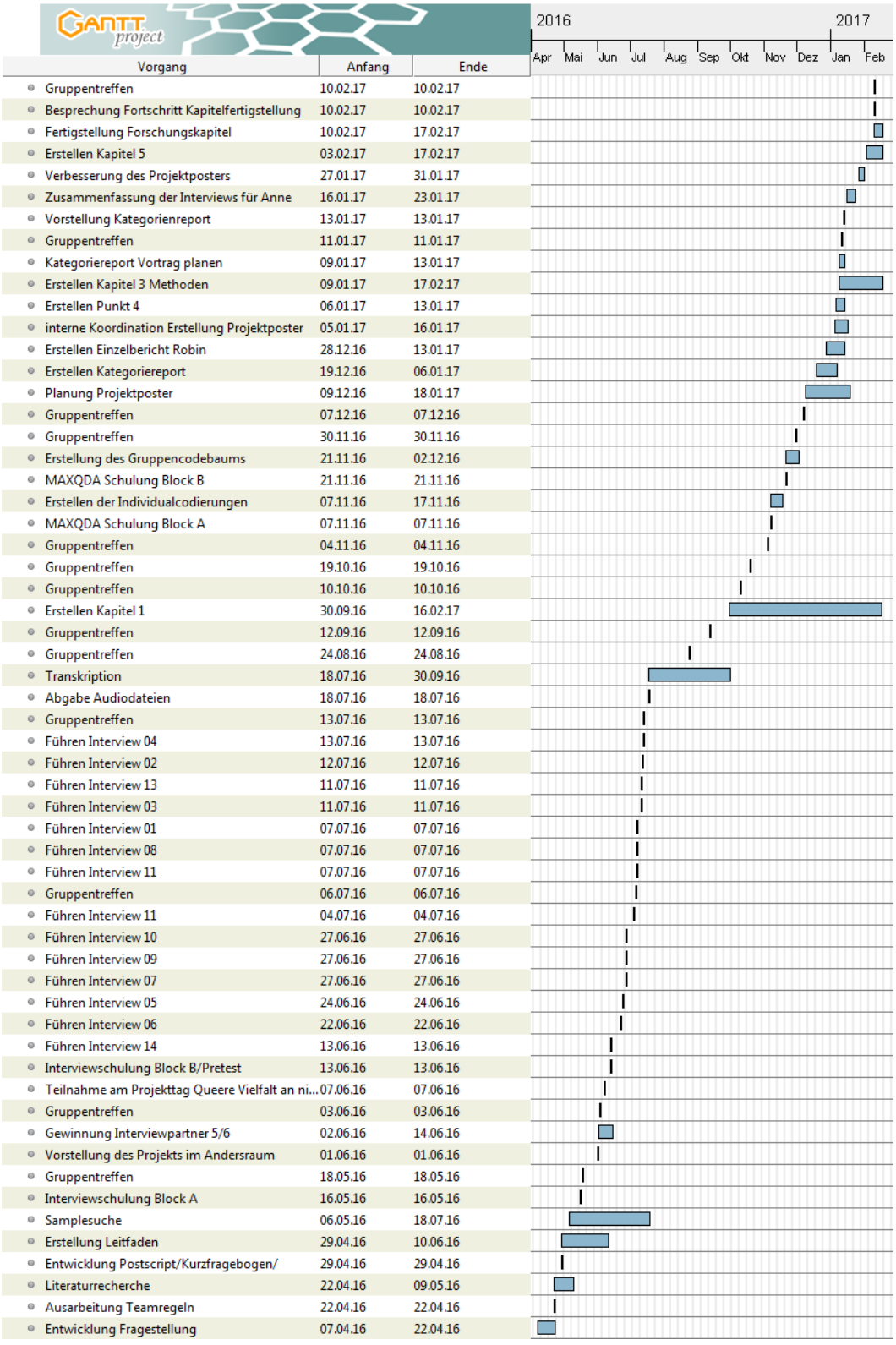
Transition: Der Vorgang der Angleichung an das erlebte Geschlecht beispielsweise durch operative Maßnahmen oder Hormontherapien. Diese Vorgehensweise wird oft mit dem Begriff Transsexuell in verbindung gebracht, wobei meistens davon ausgegangen wird, dass Transgender Personen keine Transition an streben, was aber nicht unbedingt stimmen muss. Dieser Vorgang ist in den meisten teilen der Welt mit starker pathologisierung verbunden (vgl. Fütty 2010: 60).

*Trans*phobie*: Wird als „gesellschaftliche Diskriminierung und Stigmatisierung von In dividuen, die nicht den traditionellen Normen des biologischen und sozialen Geschlechts entsprechen“ definiert (vgl. Franzen/Sauer 2010: 25; zit. n. Sug ano et al. 2006: 217).

TSG: Transsexuellengesetz oder “Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen”. Das Ge setz trat 1980 in Kraft und wurde zuletzt 2009 geändert. 2011 wurden die Vor rausetzung von Angleichenden Operationen und Fortpflanzungsunfähigkeit “bis zum inkrafttreten einer gesetzlichen Neuregelung” (Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz, 2011) für unanwendbar erklärt, da sie im Konf likt mit dem Grundgesetz stehen (vgl. Bundesministerium für Justiz und Ver braucherschutz, 2011).

8.2. Projektmanagement

8.2.1. Zeit- und Arbeitsplan



Vorgang	Anfang	Ende
Gruppentreffen	10.02.17	10.02.17
Besprechung Fortschritt Kapitelfertigstellung	10.02.17	10.02.17
Fertigstellung Forschungskapitel	10.02.17	17.02.17
Erstellen Kapitel 5	03.02.17	17.02.17
Verbesserung des Projektposters	27.01.17	31.01.17
Zusammenfassung der Interviews für Anne	16.01.17	23.01.17
Vorstellung Kategorienreport	13.01.17	13.01.17
Gruppentreffen	11.01.17	11.01.17
Kategoriereport Vortrag planen	09.01.17	13.01.17
Erstellen Kapitel 3 Methoden	09.01.17	17.02.17
Erstellen Punkt 4	06.01.17	13.01.17
interne Koordination Erstellung Projektposter	05.01.17	16.01.17
Erstellen Einzelbericht Robin	28.12.16	13.01.17
Erstellen Kategoriereport	19.12.16	06.01.17
Planung Projektposter	09.12.16	18.01.17
Gruppentreffen	07.12.16	07.12.16
Gruppentreffen	30.11.16	30.11.16
Erstellung des Gruppencodebaums	21.11.16	02.12.16
MAXQDA Schulung Block B	21.11.16	21.11.16
Erstellen der Individualcodierungen	07.11.16	17.11.16
MAXQDA Schulung Block A	07.11.16	07.11.16
Gruppentreffen	04.11.16	04.11.16
Gruppentreffen	19.10.16	19.10.16
Gruppentreffen	10.10.16	10.10.16
Erstellen Kapitel 1	30.09.16	16.02.17
Gruppentreffen	12.09.16	12.09.16
Gruppentreffen	24.08.16	24.08.16
Transkription	18.07.16	30.09.16
Abgabe Audiodateien	18.07.16	18.07.16
Gruppentreffen	13.07.16	13.07.16
Führen Interview 04	13.07.16	13.07.16
Führen Interview 02	12.07.16	12.07.16
Führen Interview 13	11.07.16	11.07.16
Führen Interview 03	11.07.16	11.07.16
Führen Interview 01	07.07.16	07.07.16
Führen Interview 08	07.07.16	07.07.16
Führen Interview 11	07.07.16	07.07.16
Gruppentreffen	06.07.16	06.07.16
Führen Interview 11	04.07.16	04.07.16
Führen Interview 10	27.06.16	27.06.16
Führen Interview 09	27.06.16	27.06.16
Führen Interview 07	27.06.16	27.06.16
Führen Interview 05	24.06.16	24.06.16
Führen Interview 06	22.06.16	22.06.16
Führen Interview 14	13.06.16	13.06.16
Interviewschulung Block B/Pretest	13.06.16	13.06.16
Teilnahme am Projekttag Queere Vielfalt an ni...	07.06.16	07.06.16
Gruppentreffen	03.06.16	03.06.16
Gewinnung Interviewpartner 5/6	02.06.16	14.06.16
Vorstellung des Projekts im Andersraum	01.06.16	01.06.16
Gruppentreffen	18.05.16	18.05.16
Interviewschulung Block A	16.05.16	16.05.16
Samplesuche	06.05.16	18.07.16
Erstellung Leitfaden	29.04.16	10.06.16
Entwicklung Postscript/Kurzfragebogen/	29.04.16	29.04.16
Literaturrecherche	22.04.16	09.05.16
Ausarbeitung Teamregeln	22.04.16	22.04.16
Entwicklung Fragestellung	07.04.16	22.04.16

8.2.2. Teamregeln

Wenn ein Gruppenmitglied verhindert sein sollte wird das kommuniziert
Alle achten darauf einander ausreden zu lassen, sodass sich jede*r einbringen kann
Gruppenentscheidungen werden im Konsens getroffen
Gegenseitige Unterstützung im gesamten Verlauf des Seminars
Offene Kommunikation von Problemen Einzelner bei der Bearbeitung des Berichtes oder allgemein im Prozess bis dahin

8.2.3. Zuordnung der Autorenschaften

Kapitel 1. - Friederike Wünsch
Kapitel 3. - Jan Rene Hörmann
Kapitel 4. - Robin Osterkamp
Kapitel 5. - Anne Bartels

8.3. Erklärungen

8.3.1. Erklärung A: Verpflichtungserklärung zum Datenschutz

Niederschrift über die förmliche Verpflichtung auf das Datengeheimnis

Forschungsprojekt…… (Arbeitstitel eintragen)
Herr/ Frau _____ (Nachname, Vorname), geboren am _____ (Geburtsdatum)
wurde heute auf die Wahrung des Datengeheimnisse nach §5 des Bundesdatenschutzgesetzes vom 20.12.1990 (BGBl. I 2954) in der Fassung der Bekanntmachung vom 14. Januar 2003 (BGBl. I S. 66), das zuletzt durch Artikel 1 des Gesetzes vom 25. Februar 2015 (BGBl. I S. 162) geändert worden ist, verpflichtet. Sie/ er wurde darauf hingewiesen, dass es untersagt ist, geschützte personenbezogene Daten unbefugt zu einem anderen als dem zur jeweiligen rechtmäßigen Aufgabenerfüllung gehörenden Zweck zu erheben, zu verarbeiten, bekannt zu geben, zugänglich zu machen oder sonst zu nutzen, und dass diese Pflichten auch nach Beendigung der Tätigkeit fortbestehen. Dies gilt ohne Rücksicht darauf, ob die personenbezogenen Daten in automatisierten oder nicht automatisierten (manuellen) Verfahren verarbeitet wurden. Sie/ er wurde darüber belehrt, dass Verstöße gegen das Datengeheimnis nach § 43 und § 44 BDSG sowie anderen einschlägigen Rechtsvorschriften mit Freiheits- oder Geldstrafe geahndet werden können. Eine Verletzung des Datengeheimnisses wird in den meisten Fällen gleichzeitig eine Verletzung der dienst- oder arbeitsrechtlichen Pflicht zur Verschwiegenheit darstellen; in ihr kann zugleich eine Verletzung spezieller Geheimhaltungspflichten liegen (z.B. § 203 StGB). Sie/ er erklärt, über die Pflichten nach § 5 BDSG sowie die Folgen ihrer Verletzung unterrichtet zu sein, genehmigt und unterzeichnet dieses Protokoll nach Verlesung und bestätigt den Empfang einer Ausfertigung. Datum, Unterschrift der/ des Verpflichteten und Bestätigung durch den/ die Verpflichtende/n, dass die Unterschrift in seiner/ihrer Gegenwart geleistet wurde.
Hannover, den.....
Unterschrift der/ des Verpflichteten _____
Unterschrift der Verpflichtenden (Dr. Ina Rust) _____
Diese Verpflichtungserklärung ist weitgehend orientiert an:

Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews, 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.202f. – bei den Verstößen werden hier § 43 und § 44 BDSG zitiert,
im Original bei Helfferich § 41. „Den bei der Datenverarbeitung beschäftigten Personen ist untersagt, personenbezogene Daten unbefugt zu erheben, zu verarbeiten oder zu nutzen (Datengeheimnis). Diese Personen sind, soweit sie bei nicht-öffentlichen Stellen beschäftigt werden, bei der Aufnahme ihrer Tätigkeit auf das Datengeheimnis zu verpflichten. Das Datengeheimnis besteht auch nach Beendigung ihrer Tätigkeit fort.“ § 5 Bundesdatenschutzgesetz - Originalparagraph

8.3.2. Erklärung B: Vertraulichkeitserklärung

Vertraulichkeitserklärung der Interviewenden für Interviewte

Wir informieren Sie hiermit über das Forschungsprojekt, für das wir Sie gern interviewen möchten. Der Datenschutz verlangt Ihre ausdrückliche und informierte Einwilligung, dass wir das Interview speichern, auswerten und weiterverwenden dürfen. Die verantwortliche Leitung des studentischen Forschungsprojektes liegt bei Dr. Ina Rust, Institut für Soziologie, Leibniz Universität Hannover. Die Projektgruppe besteht aus Anne Bartels, Jule Bosak, Jan Hörmann, Robin Osterkamp, Friederike Wünsch, Justine Zamzow und Marie-Luise Zarske. In dem Forschungsprojekt soll der Alltag von Trans*personen untersucht werden. Hierzu werden Trans*personen befragt. Die Forschung findet im Rahmen einer Lehrveranstaltung von Dr. Ina Rust, Institut für Soziologie, Leibniz Universität Hannover statt. Die Durchführung der Studie geschieht auf der Grundlage der Bestimmungen des Bundesdatenschutzgesetzes. Die Interviewende Person ist auf das Datengeheimnis verpflichtet. Die Arbeit dient allein wissenschaftlichen Zwecken. Wir sichern Ihnen folgendes Verfahren zu:

• Wir gehen sorgfältig mit dem Erzählten um: Wir zeichnen das Gespräch auf. Die Aufnahme wird abgetippt und zum Projektende gelöscht. Die Abschrift können Sie auf Wunsch bekommen.

• Wir anonymisieren die Interviews. Zentrale Personen-, Orts-, Straßennamen etc. werden durch abstrahierende Bezeichnungen „Person A“, „Stadt B“ ersetzt.

• Ihr Name und Ihre Kontaktdaten (Telefonnummer etc.) werden am Ende des Projektes in unseren Unterlagen gelöscht, sodass lediglich das anonymisierte Transkript existiert.
Die von Ihnen unterschriebene Erklärung zur Einwilligung in die Untersuchung wird in einem gesonderten Ordner an einer gesicherten und nur der Projektleitung zugänglichen Stelle aufbewahrt. Sie dient lediglich dazu, bei einer Überprüfung durch den Datenschutzbeauftragten nachweisen zu können, dass Sie mit der Untersuchung einverstanden sind.

•Die anonymisierte Abschrift wird von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Projektes gelesen, die ebenfalls auf den Datenschutz verpflichtet sind. In Veröffentlichungen gehen einzelne Zitate ein, selbstverständlich ohne das erkennbar ist, von welcher Person sie stammen. Wir möchten die anonymisierte Abschrift aufbewahren und ggf. der Forschung zugänglich machen. Die Datenschutzbestimmungen verlangen auch, dass wir Sie noch einmal ausdrücklich darauf hinweisen, dass aus einer Nichtteilnahme keine Nachteile entstehen.
Sie können Antworten auch bei einzelnen Fragen verweigern. Auch die Einwilligung ist freiwillig und kann jederzeit von Ihnen widerrufen und die Löschung des Interviews von Ihnen verlangt werden.
Wir bedanken uns für Ihre Teilnahme an unserem Forschungsprojekt.
Unterschrift (Interviewender der Projektgruppe) ….....
Vor - und Nachname in Druckbuchstaben:
(Hannover), den.....

8.3.3. Erklärung C: Zustimmungserklärung

Kursnummer: 4 Gruppenbuchstabe: T Kurztitel des Projekts: Transgender

Nachname, Vorname des Interviewenden: ….....

Nachname, Vorname des Interviewten: ….....
(Namen bitte in Druckbuchstaben angeben)

Einwilligungserklärung der Interviewten
Forschungsprojekt: Transgender

Ich bin über das Vorgehen bei der Erhebung und Auswertung der persönlichen, "offenen" Interviews mit einem Leitfaden informiert worden (u.a.: Anonymisierung der Abschrift, Löschung der Aufnahme zum Projektende, Löschung von Namen und Telefonnummern, Aufbewahrung der Einwilligungserklärung nur im Zusammenhang mit dem Nachweis des Datenschutzes).
Ich bin damit einverstanden, dass Interviewmaterial, das keine Rückschlüsse
auf den Klarnamen der Person zulässt, für wissenschaftliche Zwecke und die Weiterentwicklung der Forschung genutzt werden können. Unter diesen Bedingungen erkläre ich mich bereit, das Interview zu geben und bin damit einverstanden, dass es aufgezeichnet, abgetippt, anonymisiert und wissenschaftlich ausgewertet und für wissenschaftliche Arbeiten (Projekt 'Transgender') verwendet wird.

Unterschrift (Interviewpartner/-in).....
Hannover, den.....

8.3.4. Erklärung D: Selbstständigkeitserklärung

Erklärung

Hiermit versichere ich,

Vorname, Name:

dass ich die anliegende Arbeit

Studienfach, Prüfer/in : Qualitative Sozialforschung I + II, Dr. Ina Rust

Titel der Arbeit : Erfahrungen von Trans*personen

selbst angefertigt und alle für die Arbeit verwendeten Quellen und Hilfsmittel in der Arbeit vollständig angegeben habe.

Ich habe die beigefügte Arbeit noch nicht zum Erwerb eines anderen Leistungsnachweises eingereicht.

Mit der Übermittlung meiner Arbeit auch an externe Dienste zur Plagiatsprüfung durch Plagiatssoftware erkläre ich mich einverstanden (bitte unten ankreuzen).

[X] ja

[ ] nein

Ort, Datum Unterschrift